



BERLIN, JUNI 1936 • III. JAHRGANG 6. FOLGE

PREIS 15 RPF.

# DER SCHULUNGSBRIEF



§

DER REICHSGORGANISATIONSLEITER DER NSDAP,  
HAUPTSCHULUNGSAMT u. SCHULUNGSAMT DER DAF.







Eugen Hadamovsky

# Hitler

kämpft um den  
Frieden Europas

20 Tage mit dem Führer durch  
alle deutschen Gaue

Einen Tatsachenbericht der geschichtlichen Stunden vor dem denkwürdigen 7. März 1936 und den darauffolgenden Tagen gibt in packenden, mitreißenden Worten der Reichsessensteiter Eugen Hadamovsky. — Wenn dieser Bericht von der gewaltigen Tat und der Triumphfahrt Adolf Hitlers durch alle deutschen Gaue wie ein phantastischer Roman klingt, so mag der Leser das dem phantastischen Geschehen unserer Tage und der einzigartigen Persönlichkeit des deutschen Volkshelden zuschreiben, der mit seinem Kampf und seinen Reden für den Frieden Europas im Mittelpunkt der Schilderung steht.

NM. 4, — in Leinen

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Zentralverlag der NSDAP.  
München-Berlin





BERLIN, JUNI 1936 • III. JAHRG. • 6 FOLGE

# DER Schulungsbrief

Hauptschulungsamt der NSDAP und der DAF.

## Aus dem Inhalt:

Dr. R. Stampfuß Gustav Kossinna	
Der Bahnbrecher wahrer deutscher Vorgeschichte . . . . .	Seite 202
H. G. Wewitz	
Von der Weltshande zum Frieden . . . . .	Seite 205
Georg Stammer	
Mittsommerfeuer . . . . .	Seite 209
Prof. Dr. P. Scholz-Maumburg, Witten	
Deutsche Kunst im Mittelalter, I. Teil . . . . .	Seite 215
ABE der Außenpolitik . . . . .	Seite 225
Reichsamtseiler Dr. Ing. Arnold	
Organische Betriebsgestaltung, von der Gefolgschaft aus gesehen	Seite 227
Fragekasten . . . . .	Seite 237
Das deutsche Buch . . . . .	Seite 238





Dr. R. Kampfsuß: Gustav Kossinna

# Der Bahnbrecher wahrer deutscher Vorgeschichte

Aus dem um die Wende unseres Jahrhunderts beginnenden Entscheidungskampf um eine gerechte Wertung unserer eigenen völkischen Vorzeit ragt der Ostpreuss Gustav Kossinna als Vorkämpfer der rassistisch gesehenen deutschen Vorzeit hervor. Er hat unserer heutigen Feriung Ziel und Richtung gegeben. Als Einzelgänger begann Gustav Kossinna den Kampf gegen überaltete Anschauungen und gegen die Irrlehre von der Herkunft aller Kulturerrungenschaften aus dem Osten. Dadurch, daß er diesen Kampf zu einem sieghaften Ende führte, wird er uns stets als der völkische Altmüller vor Augen stehen, der die deutsche Vorgeschichte in einer hervorragend nationalen Wissenschaft erhob.

Die Erkenntnis von der Eigenart der nordischen Rasse und ihren kulturhistorischen Leistungen ist heute in der nationalsozialistischen Weltanschauung fest verankert, und in allen Schulen werden im Geschichtsunterricht die überragenden Kulturleistungen unserer germanischen Vorfahren als selbstverständlich in den Vordergrund gestellt. Doch nur zu leicht vergessen wird dabei, daß dieser Wandel in den Anschauungen sich erst in jüngster Zeit vollzogen hat und die Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen das ausschließliche Verdienst eines einzigen Mannes gewesen ist.

Um die Größe dieser Leistung voll zu erfassen, muß kurz die landläufige Anschauung der Wissenschaft über unsere germanischen Vorfahren zu der Zeit gestreift werden, wo Kossinna einsetzte.

Im Sinne eines einseitigen „humanistischen Bildungsideals“ stand die Wissenschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz unter dem Einfluß der klassischen Kulturen der Mittelmeerländer. Im Osten wurde die Wiege der Menschheit gesucht, und von dort her sollten unsere germanischen Vorfahren die ersten Kul-

turgüter erhalten haben. So stellte man sich vor, daß noch zur Zeit der Verührung mit den Römern die Germanen in unweglamen Urwäldern in roher, barbarischer Gestalt gehaust hätten und erst durch die Verührung mit der römischen Fremdkultur aus ihrer gänzlichen Unkultur befreit worden seien.

Wenn noch im Jahre 1894 der Universitätsprofessor Seeck die Germanen als „wilde Barbaren, rohe Wilde, wilde Horden, Diebe, Räuber, Mordgefahren, Trunken- und Raufbolche von wüster Völlerei, Kleinmütige und durch Gold lässliche Feiglinge ohne jede Spur von Charakterfestigkeit“ bezeichnete, so ist damit eine weit verurteilte Anschauung jener Zeit beleuchtet. Noch gar nicht so lange gehören die nackten oder halbnackten in Tierfelle gehüllten Wilden mit Eierschörnern auf dem Kopfe der Vergangenheit an, die als Germanen „auf der Varenhaut lagen und immer noch eins tranken“.

Daß für die Erforschung der Kulturen fremder Völker große staatliche Mittel aufgewandt und demgegenüber die Erforschung unserer eigenen Vorzeit gänzlich zurückgestellt wurde, ist eine Tatsache, die sich auch heute nicht unbedeutend läßt.

Um gegen diese Welt von fest verwurzelten Vorstellungen siegreich den Kampf führen zu können, bedurfte es einer im innersten völkisch durchdrungenen Persönlichkeit, die mit glühendem Fanatismus für ihr Werk eintrat. Und daß Kossinna dieser Wegbereiter wurde, der sein Leben der deutschen Vorzeit widmete, ist nicht zuletzt seinen rassistischen und feindschaftlichen Anlagen zuzuschreiben. Obwohl ihm größere Ehrungen verweigert blieben, und er oft den schwersten Kränkungen auf seinem Lebensweg ausgesetzt war, hat er nach vielen Misserfolgen und trotz des ihn hart bedrückenden nationalen Niederganges



seines Vaterlandes stets das Werk von neuem begonnen und zu der sieghaften Entscheidung geführt, daß wir es als stolzes Erbe übernehmen und weiterführen können.

In Ostpreußen hat seine Wiege gestanden. Als Sohn des Gymnasialprofessors Kossinna wurde er am 28. September 1858 geboren. Beide Eltern stammten aus der Ostmark, und dieser seiner Heimat ist er zeitlebens treu geblieben. Der Großvater stammte aus Masurien, und die Großmutter soll einem Salzburger Geschlecht entsprossen sein.

Wenn auch schon in seinem äußeren Erscheinungsbild (siehe Abb.) die nordischen Rassezüge hervortreten, so zeigen sich vor allem in seiner schöpferischen Begabung, seiner unumstößlichen Willenskraft, auch in der Verslossenheit seines Charakters gepaart mit einer gewissen Gutmütigkeit die seelischen Eigenschaften des nordischen Menschen.

Kossinna ist der erste gewesen, der die Bedeutung der Rasse als Schöpfer der Kulturen der Vorzeit herausgestellt hat und in stärkster Maße die rassenkundliche Forschung mit der vorgeschichtlichen Sachforschung verknüpfte. Darüber hinaus war ihm nicht die Beschreibung und Verwertung allein der sachlichen Kulturgüter die Hauptache, er drang in den geistigen Hintergründen vor und verfolgte die Wanderungen und Schicksale der germanischen Stämme. Er ist der Schöpfer der siedlungsarchäologischen Methode, die die räumliche Ausbreitung von Kulturgruppen zur Grundlage ihrer völkischen Erschließung macht. Durch diese Herausstellung von Rasse und Raum, den in der Vorzeit gemeinsam wirkenden Kräften, hat er aus eigener Arbeit schon seit dem Beginn seiner Forschungen sich zu dem Grundsatz von Blut und Boden durchgerungen.

Daß Kossinna als völkischer Vorläufer einer nationalen Wissenschaft schon seit frühester Zeit Antisemit gewesen ist, ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Er hat sich nicht nur häufig genug gegen die schädigenden Einflüsse des Judentums gewandt, sondern selbst durch sein Vorleben, durch die Ablehnung aller jüdischen Unmoral, durch seine scharfe Einstellung gegen das jensehnde jüdische Schrifttum einen scharfen Kampf gegen das Judentum geführt. Nicht nur die blonden Haare und die blauen Augen brachten seine Begeisterung für das Germanentum hervor, sondern in erster Linie fesselten ihn hier die seelischen Eigenschaften dieser Rasse mit ihrer strengen sittlichen Auffassung. Aus diesem Grunde ist er stets für die Reinerhaltung

der nordischen Rasse eingetreten. Kossinnas Abneigung gegen das Judentum rührt nicht her aus einer instinktiven Abneigung gegen das Fremdrassige, sondern wird bewußt getragen aus der durch seine Forschungen erarbeiteten Erkenntnis über die jensehenden Eigenschaften des Judentums in der Welt.

Über seine Stellung zum Christentum sind wir nur dürftig unterrichtet. Daß er sich in der scharfen Weise gegen das römische Christentum gewandt hat, ist uns aus zahlreichen seiner Äußerungen bekannt. Schon sein Kampf gegen den Romanismus, der durch den politischen Katholizismus eine starke Stütze fand, mußte ihn zu dieser Grundhaltung führen. Er hat immer wieder versucht, eine Brücke vom Christentum zum Germanentum zu schlagen, doch wissen wir nichts über seine tiefere Stellung zu den religiösen Dingen.

Daß er sich bewußt zum Führerprinzip bekannte, geht aus seinem Lebensweg zur Genüge hervor. Er fühlte sich allein als Führer für die Leitung der von ihm gegründeten Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte verantwortlich und führte sie dementsprechend. Daß diese autoritäre Führung, die zu den herrlichsten Erfolgen geführt hat, nicht immer den Beifall der übrigen Vorstandsmitglieder fand, wissen wir aus verschiedenen scharfen Auseinandersetzungen, die sich um diese Fragen abgepielt haben. Als Begrunder eines demokratischen Prinzips hat er die Führung seiner Gesellschaft übernommen, und selbst in den schwierigsten Zeiten des nationalen Niederganges, wo selbst große wissenschaftliche Zeitschriften ihr Erscheinen einstellen mußten, gelang es ihm unter dem Einfluß seiner Führerpersönlichkeit, seine so wichtige Zeitschrift „Mannus“ zu erhalten.

Wir können diese Übersicht über das Werk Gustav Kossinnas nicht abschließen, ohne wenigstens in ganz kurzen Strichen den bornenvollen Lebensweg dieses Mannes zu zeichnen.

Nach der Schulzeit in Tilsit wandte er sich 1876 bis 1881 dem Studium der Geschichte und der Sprachforschung zu. Der berühmte Germanist Müllenhoff war in Berlin sein Lehrer und regte ihn an, sich den Fragen der deutschen Altertumskunde ganz zuzuwenden. Nach dem Abschluß des Studiums schlägt er, um bald einen Broterwerb zu finden, die Bibliothekarslaufbahn ein, die ihn durch die verschiedensten Städte Deutschlands führt. Aber immer bleibt er seiner selbst gestellten Aufgabe, der Erforschung der deutschen Stammesgeschichte, treu. Schon bald muß in ihm die Erkenntnis



gezeigt sein, daß mit den Mitteln der Sprachforschung allein die deutsche Stammeskunde nicht zu ergründen sei. Im Jahre 1895 tritt er auf dem Anthropologenkongress in Kassel mit einem grundlegenden Vortrag über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen vor die Öffentlichkeit und steht damit als Revolutionär auf dem Gebiet der deutschen Altertumskunde im Kampf. Sein großes Lebenswerk liegt in wenigen Strichen vorausschauend gezeichnet vor uns. In allen seinen Arbeiten wendet er sich bewußt gegen die sogenannte „objektive Wissenschaft“ und stellt die gestaltenden Kräfte von Rasse und Boden in den Vordergrund. Im Jahre 1902 gelingt es nach Überwindung großer Schwierigkeiten, für ihn in Berlin eine Professur für deutsche Archäologie zu schaffen, und diese hat er bis zur Erreichung der Altersgrenze im Jahre 1927 inne gehabt. Zeit seines Lebens ist es ihm wegen seiner kämpferischen Haltung nicht gelungen, hier eine ordentliche Professur zu erlangen. Als außerordentlicher Professor mußte er seinen Abschied nehmen. Völlig gewürdigt wurde seine überragende wissenschaftliche Leistung erst kurz vor seinem Tode, als die große Deputation der Berliner Universität unter Führung des Rektors zu seinem Goldenen Doktorjubiläum die Glückwünsche überbrachte.

Als er am 20. Dezember 1931 im Alter von 73 Jahren nach kurzer Krankheit verstarb, verlor das völkische Deutschland einen glühenden Kämpfer, der ihm ein gewaltiges Lebenswerk zur Vollenbung hinterlassen hatte.

Wir wollen nicht im einzelnen die wissenschaftlichen Leistungen dieses Mannes hier hervorheben, sondern nur auf ein Werk noch besonders hinweisen, das für die Verbreitung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse besonders wertvoll geworden ist. Dieses Werk ist die „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte“, die er im Jahre 1909 gründete. Durch die bereits genannte Fachzeitschrift *Ma nus*, durch ihre Tagungen und ein über ganz Deutschland gespanntes Netz von Mitglie dtern konnten die Ergebnisse germanischer Vorgeschichtsforschung weitesten Volksekreisen bekannt gemacht werden. Wir verdanken Kossinna nicht nur die Zerstörung der Lüge vom „Barbarentum“ unserer germanischen Vorfahren, sondern in erster Linie die Umkehr der Blickrichtung für die Behandlung von Fragen der Vorgeschichte. Während man unter dem Banner des Fettschwertes: „ex oriente lux“ = „alles Licht aus dem Osten“ die Urheimat

aller Kulturen in den Ländern des Ostens sah, hat Kossinna die Heimat der nordischen Rasse als den Ausgangspunkt mitteleuropäischer Kul turenentwicklung erwiesen. Dadurch, daß er den Ursprung germanischer Kulturentwicklung in der nordischen Heimat nachwies, hat er in nicht zu unterschätzender Maße unserer Generation das nationale Rückgrat gestärkt. Liebe und Stolz verbindet uns so lebendig mit unseren ger manischen Ahnen.

Nur wenig Ehrungen hat Kossinna in seinem arbeitsreichen Leben erfahren. Es ist bezeichnend, daß es zuerst die großen wissenschaftlichen Ver einigungen der nordischen Länder waren, die ihn wegen seiner hervorragenden Verdienste in ihren Reihen als Mitglied aufnahmen. Eine Reihe von nordischen Fachkollegen, unter denen ich vor allem Montelius, Almgren und Aberg nenne, waren ihm besonders zugetan. Sie hatten die Bedeutung seiner Forschungen nicht nur für Deutschland, sondern für die gesamte Früh geschichte der nordischen Völker klar erkannt. Die revolutionäre Wirkung von Kossinnas Forschungsmethode zeigte sich deutlich in der Anbahnung einer Umwertung der geschichtlichen Anschauungen.

Kossinnas Lebenskampf galt in erster Linie dem Romanismus, der sich auch in der Vor geschichtsforschung Deutschlands seine Stellung erobern wollte. Wenn auch oft von seinen ro manistischen Gegnern seine siedlungsarchäologische Methode angegriffen und mißachtet wurde, so wirkte doch kompromisslos die von unserer Alz meister vorgerechnete Forschungsrichtung ver folgt werden, weil sie fest in der nationalsozia listischen Weltanschauung verankert ist.

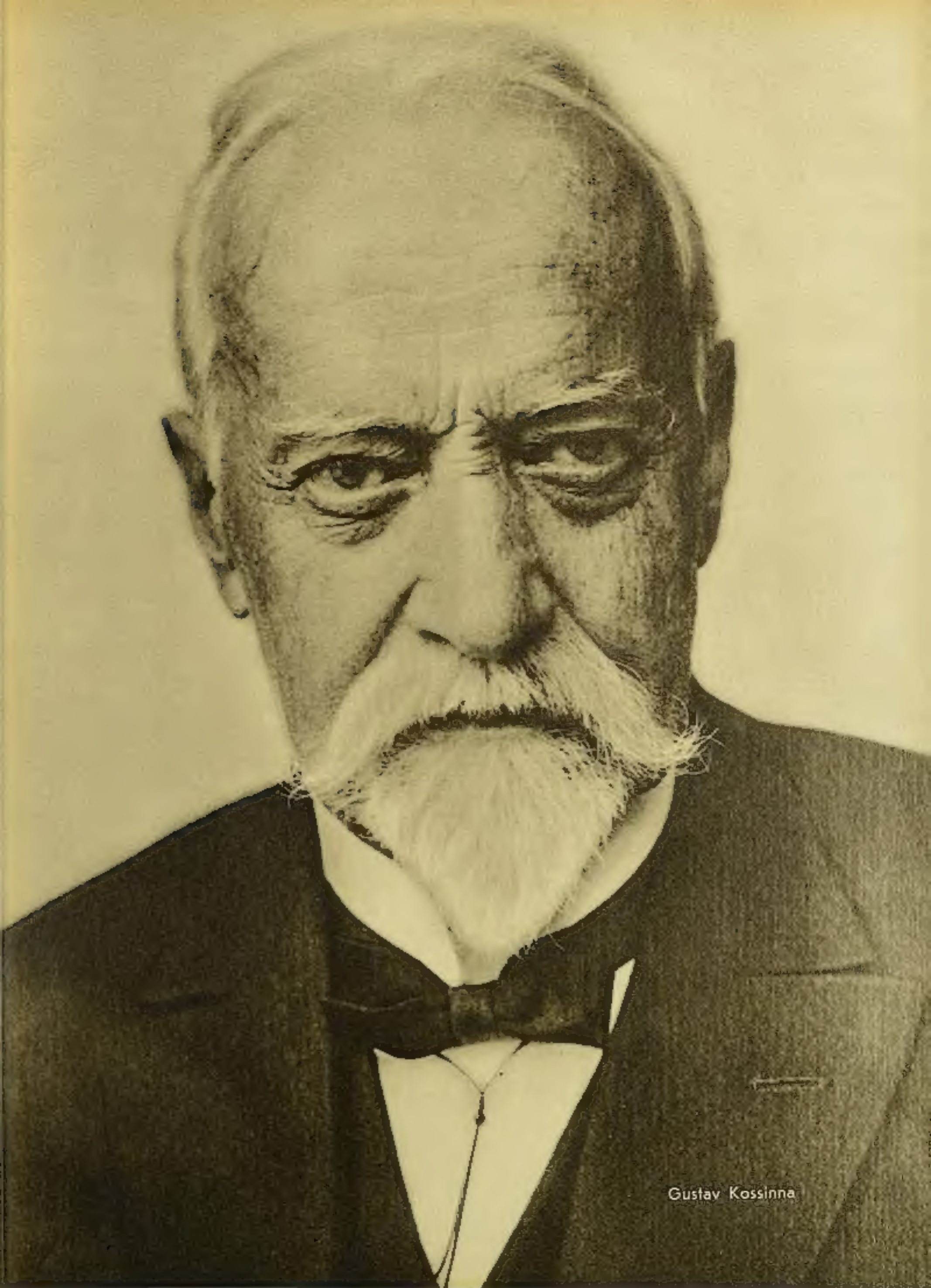


#### Die wichtigsten Werke Kossinnas:

- 1.) Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, 7. Aufl. 1936.
- 2.) Altgermanische Kulturhöhe, 5. Aufl. 1935.
- 3.) Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 2. Aufl. 1934.
- 4.) Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr. 1932.

Alle erschienen im Verlage Curt Ka bisch, Leipzig. Siehe auch R. Stampfuß: Gustav Kossinna, ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte, 1935; im gleichen Verlage.





Gustav Kossinna







# Von der Weltshande zum Frieden

Am 18. Juni jährt sich erstmals das Deutsch-Englische Flottenabkommen, das die Stärkeverhältnisse der neuen Reichsmarine und der Flotte des britischen Reiches auf 35 zu 100 festlegt. Dieser Vertrag darf angesehen werden als die endgültige Neuorientierung nach der am 26. Januar 1934 mit der Unterzeichnung des Deutsch-Polnischen Verständigungspaktes begonnenen positiven Überwindung des Versailler Unrechts durch die nationalsozialistische Außenpolitik eines aufrichtigen wahren Friedens in Europa. Was die ob des Fluches der Untat von Versailles nicht wieder froh gewordenen Signatarmächte dieses Paktes nicht fertiggebracht hatten, ließ die Tatkraft des Führers überraschend schnell Wirklichkeit werden. Wir begreifen, daß dieser Erfolg anderen Mächten, die seither gewohnt waren, allein zu bestimmen und Gewalt vor Recht zu setzen, den Atem verschlagen hat. Und doch bestätigt sich somit nur aufs neue, daß unsere Nation dazu bestimmt zu sein scheint, aus eigenem Leid den Weg zum Wohle aller zu finden. Als 1919 der Frieden von Versailles ausbrach und die Annahme dieses gnadenlosen Gasproduktes mit Erzbergers Hilfe am 22. Juni erzwungen wurde, da jährte sich an diesem Tag nach der Sonnenwende, den die germanische Mythologie zum Trauertag über Baldurs Tod machte, ein militärisches Ereignis, das politisch scheinbar unbedeutend, doch von tiefer symbolhafter Tragweite war. Am 22. Juni 1900 gab der britische Admiral Seymour im Chinafeldzug bei dem Rückzug der vereinigten europäischen Truppenkontingente am Takufort den berühmten Befehl „The Germans to the front!“ Deutsche Marine-Infanterie und der kleine Kreuzer „Altis“ gingen vor. Der ungestüme und blutige deutsche Angriff brach den bereits triumphierenden gelben Widerstand und entschied die bedrohliche Lage. Und nun — ein Menschenalter später erlebt die verfabrene Diplomatie Europas den gleich entscheidenden und vor der Geschichte schon heute ehrenvollen Vorstoß deutscher Kräfte gegen die hoffnungslosen Auswirkungen des Diktatfriedens. Im neuen Deutschland wächst bereits eine Generation heran, die erstaunt aufhorcht, wenn von Versailles die Rede ist, und die es nicht mehr begreifen kann, daß selbst Siegerstaaten den Unfrieden Europas auf diesen Vertrag zurückführen, wie das — um ein aktuelles Beispiel zu nennen — kürzlich in Rom anläßlich der Proklamierung des Imperiums geschah. Und doch wollen wir auch im neuen Deutschland nie vergessen, was einem Volke geschehen kann, wenn es sich selbst und seine Ehre preisgibt. Seit den Dunitagen von 1919 haben wir auch die Unsterblichkeit des alten germanischen Sittengesetzes wiedererkannt, daß selber ehelos wird, wer andere ehelos macht. Zur Weltshande wurde Versailles, und alle Beteiligten fühlen das heute mehr



denn je. Man hatte die zur „Friedenskonferenz“ nach Paris delegierten Männer der einzelnen Staaten in wohlüberlegter Berechnung über die noch rauchenden Schlacht- und Giftgasfelder der Westfront geführt. In das menschlich verständliche Entsetzen über dieses grauenvolle Bild pflanzten die französischen Führer dann das Wort von der Miteinschuld der „Sünnen“. Wilson schreibt in den von seinem Pressechef Baker herausgegebenen Erinnerungen zu den verzweifeltsten Einwendungen der verjudeten deutschen Delegation nach der Überreichung der Diktatbestimmungen:

„Mochten aber die deutschen Einwendungen in dieser oder anderer Beziehung noch so gewichtig sein, ihnen stand das Schwergewicht frischen Gedankens ruckloser Verwüstungen durch deutsche Waffen entgegen, verstärkt durch das Gefühl unwiederbringlicher Verluste sowie der Überzeugung, daß sie „Sünnen“ (!) wären, denen Verträge nur als „Stück Papier“ gälten.“

Mit „Sünnen“ konnte man natürlich nicht verhandeln. Das war mit den hohen freimaurer-Idealen von Menschheit, Völkerfrieden, Völkerbund, Freiheit der Länder und Meere, Abrüstung, Selbstbestimmung usw. nicht vereinbar. Und so wurden die Deutschen überhaupt nicht angehört. Auch das Recht des schwersten Verbrechens vor Gericht blieb Deutschland vorenthalten. Vom Beginn der Verhandlungen Ende Oktober 1918 bis zur Überreichung des schmachvollen Textes am 7. Mai 1919 sind die Deutschen nicht ein einziges Mal zu den Verhandlungen zugezogen worden, die 70 Millionen Menschenschicksale auf Generationen bestimmend festlegen sollten. Es wurde erzählt, daß der Präsident Wilson Oberschlesien in Kleinasien (Lizien) gesucht habe. Dabei ist das nur ein ganz kleiner Irrtum im Vergleich zu anderen flagranten Unrichtigkeiten. Als aber nach dem erstmaligen und so tragischen Auftreten der deutschen Delegation sich ein Eindruck von der Rede des Grafen Brockdorf-Kantzau bemerkbar machte und selbst Lloyd George und Wilson nachdenklich geworden waren, erklärte Clemenceau, der Tiger, daß er den Herren Gelegenheit verschaffen könne, Frauen im Alter zwischen vierzehn und sechzig Jahren zu besuchen, die von den Deutschen geschändet wären. Es wurden „Dokumente über deutsche Verbrechen gegen die Kriegsgesetze“ vorgelegt, von denen Lloyd George erklärte, sie seien so furchtbar, daß nur Teile davon vorgelesen wurden. Der Kommission wäre beim Lesen direkt schlecht geworden.

Das waren die Voraussetzungen, auf denen zunächst die Feststellung der deutschen Schuld am Weltkriege und dann die Bedingungen des Diktats ruhten. In den Memoiren des amerikanischen Präsidenten heißt es daher:

„Wilson hatte es gleich zu Anfang abgelehnt, eine Erörterung der Bedingungen vom Rechtsstandpunkt aus zuzulassen... denn sie sind hart — aber die Deutschen verdienen das. Und ich glaube, es ist nützlich, daß eine Nation ein für allemal lernt, was ein ungerechter Krieg an sich bedeutet. Ich habe den Wunsch, den Friedensvertrag nicht zu mildern...“

Deutschland hat inzwischen nicht nur gelernt, was ein „ungerechter Krieg“ an sich bedeutet, sondern wir haben inzwischen auch gelernt und erlitten, was es bedeutet, einen ungerechten Frieden zu erdulden. Wir haben gelernt, was es bedeutet, die Waffen aus der Hand zu legen vor trügerischen Punkten und Programmen. Wir haben gelernt, wie es einer Nation gehen muß, die nicht mehr bereit ist, das Alleraußerste anzuwenden und einzusetzen, wenn es der Kampf um ihre Freiheit erfordert. Wir haben durch diesen Frieden gelernt, daß kein Grauen und Elend



der Materialschlachten tiefere Wunden in den Leib der Nation schlagen kann, als eine von rachetrunkenen „Siegern“ diktierte und durch phantastische Schönschwärzer bemalte Kapitulation in ihren Folgen mit sich bringt. Wir haben gelernt, daß ein Weltkrieg jem militärtechnisches Ende in Versailles finden konnte, aus buchstäblich zitternder Angst vor einem Wiederaufblühen des gigantischen deutschen Widerstandes, um dann in heimtückischer Grausamkeit Oppressionen durch Verträge, und Blockade durch Tribute und Zinsen zu erzeugen. Wir haben gelernt, daß die Verluste eines kapitulierenden Volkes erst nach der Kapitulation am größten wird. Wir haben gelernt, aus solchen Tatsachen zu folgern und in grenzenlosem Leid der Schmach vom Juni 1919 unsern härtesten Lebensentwurf zu finden. Er hat uns gezeichnet, aber er hat uns geent. Er hat den phantastischen Glauben an Menschenrecht und Völkerbund ohne Deutsche vernichtet. Er hat uns die Bedeutung eines starken Deutschland für die ganze Welt gelehrt. Indem wir sahen, wie die deutsche Not zur Reiz der ganzen Welt wurde, erwachte das Volk und in ihm die Überzeugung, daß unsere Befreiung eine Befreiung der Welt und unser Wiederaufstieg ein Wiederaufstieg aller Gesunkenen bedeutet. Denn die Schmach von Versailles, die Schande der unmenschlich grausamen Verlogenheiten dieses „Friedens“ fällt nicht nur auf das Volk, das ihn aus tausend ehrenvollen Wunden blutend todwund unterschreiben mußte. Die Schmach von Versailles ist eine Schmach aller beteiligten Völker. Die englischen Vertreter haben das am stärksten empfunden, und es ist bezeichnend, daß das Protokoll der Verhandlungen der Mächte ohne Deutschland aber über Deutschland, ein zwanzigbändiges Werk des amerikanischen Rechtsanwalts David Hunter Miller überhaupt nur in vierzig Exemplaren gedruckt wurde und davon Deutschland gerade ein einziges erhalten hat.

So ist Versailles ein Schandmal auf dem Ehrenschild aller beteiligten Nationen. Keine menschlichen Regungen der Kriegsjahre werden vor der Geschichte eine Entschuldigung sein. Keiner der unterzeichneten Staaten kann sich diesem Fluch entziehen, der von den marxistisch-demokratischen Novemberlingen angenommenen Kriegsveranbarung mit anderen Waffen und gleichbleibender Erbitterung Möglichkeit wird vertragliche Mittel gesichert zu haben. Kein Volk wird durch Beseitigung dieses Vertrages in seinem Ansehen und seiner Macht beeinträchtigt, aber alle Beteiligten vom unbemerklichen Gewissenstand einer schmerzenden Schuld befreit.

Wir nehmen uns aus der Vorgeschichte und dem Text der Versailler Bedingungen das Recht zu der Behauptung, daß die für- und Widerstimmen zu diesem Vertrag der zurzeit beste Wertmesser für Höhe oder Tiefstand der politischen Kultur des betreffenden Staates bildet. Wahres „Summum“ oder wahre Anerkennung der selbstbestimmungsmaximalen Lebensrechte einzelner Völker offenbart sich nirgends in der Weltpolitik schärfer als überall dort, wo Staatsmänner und Volksvertreter entweder gegen Versailles oder dafür sprechen oder zu beidem zu feige und zu klein sind.

Unser Kanzler hat die nationalen Grenzen und Lebensrechte der Völker in seiner Rede an die Welt vorbehaltlos anerkannt. Auf denen, die Versailles unterzeichneten, liegt die Schuld des Gegenteiles. Wir haben den Krieg verloren und



die Nation gewonnen, mit der wir unsere Ehre wiederherstellen, kommt, was kommen mag. Wir wurden Revolutionäre aus dem Geist des Protestes gegen das Diktat vom 28. Juni 1919. Ohne Versailles wäre die deutsche Revolution nicht denkbar. Wir konnten aber die Schande abstreifen, ohne den Frieden Europas zu stören. Das enthebt uns der Notwendigkeit vor einer feindlichen Welt zu bitten und zu betteln. Die Welt jedoch wird wachsend erfüllt werden vom langsam überall aufkommenden, bald ungestüm wachsenden Schrei der Völker, die sich selbst gerichtet haben, nach Revision. Denn die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß die Schuld von Versailles eine historische Schmach aller Beteiligten wurde. Noch aber regieren an unständigen Stellen der europäischen Politik außerhalb des Reiches Männer und Mächte, die an der Weltgeschichte mitverantwortlich sind und zu alt sind um ihre Schuld aus eigener Kraft zu wenden. Es ist nicht unsere Aufgabe, uns da einzumischen. Wir haben genug daran unsere eigene Ehre wieder hergestellt zu sehen. Wir hüten uns, aus dem erlittenen Unrecht in das gegenteilige Extrem zu verfallen und dienen einer Idee, die den wahren Frieden mehr braucht, als neidvolle Unkenntnis jenseits der Grenzen wahr haben möchte. Weil wir wie kein anderes Volk feinereritten, was Unfrieden heißt, müssen wir uns heute mehr als alle anderen, um verständlich werden zu lassen, was wahrer Friede ist. Niemand hat dafür bessere Worte gefunden, als der große Walddenker Gordon Stewart Chamberlain, der über dem Begriff „Deutscher Friede“ geschrieben hat:

„Das Wort und mit ihm auch der Begriff ‚Friede‘ kennen heute nur die deutsche Sprache und die ihr nahe verwandten skandinavischen Sprachen. Diese Tatsache offenbart ein Stück Volkseelengeschichte. Im lateinischen *pax*, von dem die anderen lebendigen Sprachen ihr *paix*, *peace*, *paci* usw. ableiten, liegt der Begriff des Kriegs eingeschlossen, zwei Streitende stehen sich gegenüber, zwischen ihnen wird ein Pakt abgeschlossen, es handelt sich also um eine politisch-praktische Vorstellung. Krieg war Krieg wird sein, dazwischen liegt die vereinbarte *pax*. Ganz anders bei den Germanen. Die indogermanische Wurzel, die dem Wort ‚Friede‘ zugrunde liegt, bedeutet lieben, liegen, schonen und ist stammverwandt mit Freiheit und Freude. Somit ist ‚Friede‘ nicht ein Vertrag, sondern ein Zustand, nicht etwas, wozu ich einen Zwang nötig habe, sondern die eigene Seele, wie sie blühend sich entfaltet in Liebe zu den Meinen in Schonung gegen Andere, im treuen Glauben alles dessen, was Gott mir anvertraut hat, freudig und freudig. Der Begriff *pax* verneint der Begriff ‚Friede‘ bejaht. Die *pax* kann ein schlechtes, falsches, niederträchtiges Abkommen sein, der Begriff ‚Friede‘ bekundet, daß es kein besseres, gesünderes Aufbauen gibt ohne sittliche Grundlage, zum Abschluß einer *pax* genügen zwei Notare, Frieden kann es nur geben, wenn der Mensch ihn verdient und Gott ihn schenkt.

Den eigentlichen deutschen Frieden, den Frieden, der dem Begriff des germanischen Wortes entsprache, den haben wir noch nie gehabt, und zwar deshalb, weil kein Volk außer dem deutschen von einem solchen Frieden auch nur den Begriff kennt, er also erst von einem nennswertig gebietendem Deutschland der Welt geschenkt werden müßte. Dieser deutsche Friede ist ein Ideal — nicht Weltentwurf selbst, sondern erreichbar, wenn die Deutschen das wollen, was sie können, wenn sie innerlich so stark zu sein versprechen wie sie äußerlich sind.“

Wormerica.





Georg Stammer:

# Mittsommerfeuer

So vieles das Zeitalter der Aufklärung und die technische Vernichtung der Gegenwart an alter Sittenwelt und damit auch an farbiger Ursprunglichkeit im deutschen Volksleben zerstört hat, so sind doch an zahllosen Stellen des Landes Kerne alten Brauchtums und alten Volksglaubens geblieben, die der Zerstörung Widerstand geleistet haben, so wie oftmals die Himmelskerne eines alten Berggipfels der abtragenden Latitüden der Luft und des Wassers Widerstand leisten.

Zu diesen übriggebliebenen Nestern eines uralten Seelengebirges, das einmal das ganze Volksleben des germanischen Nordens formte und hinaufhob, gehören vor allem die verschiedenen Arten des Sonnenfestes. Nicht bloß durchs ganze altemannische Sprachgebiet hin und in den bayerischen und deutsch-österreichischen Ländern, sondern auch in Hessen und Niedersachsen bis zum Oberrhein und weiter bis hin zu den Sudeten haben sie sich in irgendeiner Form lebendig erhalten und an zahllosen Orten waren sie vor zwanzig oder fünfzig Jahren noch im Schwange,

oder sie haben sich in andere Formen gewandelt, etwa in den häuslichen Lichterbaum am Weihnachtssfest, oder in das Anzünden von Kerzen auf dem Friedhofen in der Johannisnacht oder am Totensonntag, wie es heute noch in einzelnen Gegenden des deutschen Westens und Nordwestens geübt wird.

Diese von der engeren oder weiteren Volksgemeinde entzündeten Flur- und Höhenfeuer sind, so wie alles volkstümliche Feierleben im Norden, unmittelbar aus dem Jahreslauf hervorgegangen, in dem ja der Frühmenschen weit strenger und unmittelbarer eingestrichen war, als der Mensch der Neuzeit - vor allem als der moderne Großstadler.

Vier Zeiten im Jahre waren es, an denen diese Sonnenufer ursprünglich emporklachten: die beiden Tag- und Nachtgleichen und die Sommer- und Wintersonnenwende. Daraus geht klar hervor, daß anker dem uralten menschlichen Bedürfnis, sich Feiertage ins Leben einzubauen den einformigen Zug der Wochen an den goldenen Tagen sinngebender, freudewackender Feste



ansatzhangen . . . daß außer diesem Bedürfnis auch der ordnende Verstand und ein streng beobachtendes Naturwissen seinen Anteil bei der Entstehung jener Feiern hatte. Denn ohne eine Färe und deutende Himmelsteridung wäre man niemals auf die Festlegung dieser vier Punkte verfallen, sondern man hätte seine Feste rein aus den rhythmisch wiederkehrenden Vergängen des Bauerulebens geschöpft, die hier selbstverständlich auch, und zwar in aller Kraft, mitsprechen, die sich aber der astronomischen Zeitbestimmung untergeordnet haben.

Das führt uns sofort zu einem wesentlichen Grundzuge der frühnordischen Weltanschauung. Diesen Menschen nordischen Bluts ist nämlich eine weitläufige Klarheit Bedürfnis, jene Klarheit, die das Tagesleben aus den greichen kosmischen Gesetzen ableitet und die es nach ihnen ordnet. Und es entspricht ihrem hohen und klaren Sinn, daß auch ihr Feterleben bestimmt ist von der Erkenntnis — wie sich für sie überhaupt das Reich des herrschenden Deutens in gar keiner Weise vom „religiösen“ Bezirk oder auch von dem des betriebl. bestimmten Lebenswillens abscheidet. Ist doch die Welt für den Nordmenschen ein großes belebtes Lebensgefüge mit unendlichen Zusammenhängen, freilich auch mit einem tiefen tragischen Zug im Urgrunde, das darnach eine heilig-kampferische Ordnung in sich trägt; und so ersahnt es ihn als die menschliche Aufgabe schließlich, sich in Einklang mit dieser ewigen Lebensordnung zu setzen. Dazu aber gehört es, mit allen Kräften und Gaben in ihr Verständnis einzudringen, ebenso wie sein Leben ihr gemäß zu führen, sich kämpfend und brennend in sie einzugliedern. Damit war die Religion von vornherein über die Kulte von Wilturggöttern und über alle Zaubervorstellungen hinausgehoben, damit blieb aber auch andererseits die Erkenntnis auf dem jeweiligen Stande ihrer Zeit ehrfürchtig und lebensnah; mit den Antrieben zur Volksbildung und zur höchsten tätigen Lebensführung erfüllt.

Somit dürfen wir aber auch den Ursprung des Festfeuers beim Nordmenschen nicht, wie man es heute noch immer darzustellen liebt, bei der Dämonenfurcht oder bei einer magischen Vorstellungswelt mit zauberischen Machtbedürfnissen suchen, soviel sich derartiges später hinein gebrannt haben mag, sondern sie ist der Aus-

druck einer überlegenen Welt, schon und einer bewußten, heldisch gearteten Fichtgesinnung. Seltsamerweise ist auf diesem Gebiete noch immer die abgelegte Auffassung des 19. Jahrhunderts herrschend geblieben, wonach sich die Menschheit aus einem dumpfen, halbtierischen und von fragenhaften Vorstellungen bestimmten Geistesstande, so wie ihn die Fetschwölter heute noch aufweisen, allmählich zu einer gelauterten Geisteswelt emporgehoben haben soll. Man nennt das „Entwicklung“, aber man bedenkt dabei nicht, daß sich doch nur entwickeln kann, was zuvor eingewickelt vorhanden war, und daß aus dem Dämonenglauben, dort wo er die herrschende Seelenhaltung bildet, nun und niemals eine reine Welt- und Gotteschau hervorgehen kann.

Nein, nicht die Dämonenfurcht ist das Urmenschliche, sondern der Geist des Forschens und Wunders und der idoyerische Glaube. Weder magische Denken ist einem verkümmerten, abgefunkenen Seelenleben entsprungen, und zwar in den ältesten Zeiten genau so wie heute. Und es hat auch schon zu allen Zeiten beides gegeben: einen Menschenkreis, der sich nach oben streckte, in dem der idoyerische Lidageist blühte, und einen andern, der in die Lebensquer und damit in eine Welt der Furcht und des abenteuerlichen Halbdunkels abgeglitten war, eine Welt der Zauberkünste, die sich dann immer tiefer in Aberglauben und in der Selbstsucht verstrickte.

Der Geist der Nordleute aber — wenn auch bei ihnen selbstverständlich immer und immer wieder um die Reinigung gestritten werden mußte — war dieser Duntelwelt niemals so verfallen, daß sie auf ihre Feiern maßgeblichen Einfluß hatte gewinnen können; dazu mußten erst die Fremdeinflüsse aus dem Süden und dem Orient kommen, die ihn in seinem Wesen zerstörten.



Was bedeutete nun aber das Feuer diesem hohen nordischen Denken? Ich glaube, wir kommen der Vorstellungswelt des Nordmenschen am nächsten, wenn wir sagen, es galt ihm als eine der Grundoffenbarungen der Schöpferkraft schließlich, als eine Urmacht im Schoße des Lebens. Diese Macht Feuer hat in der



Sonne ihre höchste Verkörperung erhalten, die Sonne ist ihre unmittelbare himmlische Darstellung, ihr Quell oder ihr geistliches Dauerzeichen. Und ihr Auf- und Niedergang am Himmel — der Tageslauf ebenso wie der Jahreslauf — ist die große Wunderordnung, die dem Leben für seine Entfaltung mitgegeben ist, und in der es sich, bald freudig blühend, bald notvoll leidend und kämpfend zu bewahren hat.

Alles irdische Feuer aber ist ein Ausfluß des Urfeuers und damit zugleich wieder Bild und Zeichen für die Sonne. Und auch soweit der Mensch die Entzündung selber zu bewerkstelligen vermochte, blieb es für ihn eine Fingung oder ein *magisches* Handeln.

Es ist also eine schiefe und irreleitende Darstellung, wenn man sagt, diesen alten Nordvölkern sei die Sonne eine Gestirn gewesen, der sie mit ihren Feuern eine kultische Verehrung darbrachten. Diese Ausformung der Naturmächte zu menschenähnlichen, im Grunde aber dämonischen Wesenwesen ist ein sehr spätes Kultieren auf Grund indischer Einflüsse und Beispiele. Denn, die Hohenfeuer waren keine Opferfeuer, es war die tiefe, mitlebende Beteiligung des Menschen an dem himmlischen Vorgange und zugleich das Erkenntnis zu der großen Wunderordnung, deren Ausdruck er ist und der man sich selber tief einverleibt wußte; weiterhin aber auch das Erkenntnis zum Kampfe der Lichtmacht mit den lebensfeindlichen Mächten des Dunkels und der Kälte.

In diese Grundvorstellung hat nun sehr kommende Zeit ihren Einschlag hineingebracht, und was wir heute noch an Weibnacht-, Oster-, Johannis- und Erntebrauch vor uns haben, ist ein seltsames Gemisch, in dem Überbleibsel aller Jahrtausende haften geblieben sind, und in das sich auch immer wieder vieles aus fremden Kulturkreisen eingemengt hat. Seine letzte Ausformung hat es von der christlichen Kirche her erfahren, die die alten Feiern, soweit es irgend anging, mit der Lebensgeschichte des Gottessohns oder mit den Gestalten ihrer Heiligen in Verbindung gebracht hat.

So ist zuletzt ein recht krauses Gewächs von Feststücken, Bräuchen und Legenden entstanden,

oft mit wunderlieblichen Blüten drinnen, — aber das Ganze geht doch mehr die Sagen- und Volkstümlichkeiten an, als den einfachen, heute lebenden Menschen. Was aber immer und jedesmal wieder mit neuer Unmittelbarkeit zu uns spricht, ist der Feuerbrauch. Ob nun der Holzstoß zum Himmel flammt, oder die Brande und Feuertäler in die Nacht geschleudert werden, oder ob diese Räder funkenstreuend durch die Felser hinab zu Tale rollen — hier fühlen wir unser Herz schlagen, fühlen uns mit uralten Zeiten in einem Wellengang des Bluts und der Feuerkraft verbunden, auch wenn uns ihre Vorstellungswelt im einzelnen unbekannt ist, oder wenn sie für uns weithin als versunken gelten muß. Der Grunddrang und die Grundhaltung ist die gleiche, Ehrfurcht vor der ewigen Lebensordnung, tiefes Mitleben im Gang der Natur, und zugleich ein tapferes, frohes Welkenntnis zum Lichte, das uns befeuert und dessen Streiter wir sind.



Mittsommer ist die Zeit der Lebenshöhe, die große Hochzeit des Jahres. Immer wieder haben sich die Großmächte und Nebelgeister gegen das Licht erhoben, unter Wäben ist die Sonne auf den höchsten Thron der Kraft gestiegen. Nun beginnt sie zu schenken. Die Natur steht in ihrem schönsten Trieb, ihrem gewaltigsten Wachstum. Schon beginnt das Reifen der Früchte, schon geht es langsam der Ernte entgegen. Und es beginnt jetzt eine Zeit der Fülle, eine Zeit der freien, kraftvollen Bewegung in Lust und Licht, das Haus halt uns nicht mehr gefangen.

Aber zugleich ist in dieses Hochgefühl auch eine Wehmut eingeflochten, so wie in alle großen Höhepunkte des menschlichen Lebens. Die Sonne ist Siegerin geblieben, aber — ihr Lauf geht jetzt bergab. Das Wissen vom Wandel aber irdischen Dinge, das Wissen vom Sterben schleicht sich leise in die Freude. Das aber gerade gibt dieser Freude den tiefen heldischen Untergrund. Wir sind nicht da, um uns behaglich in der Fülle niederzulassen, in der Freude einzunisten, sondern um weiterzu-



schreiten; um tapfer mitzuwandern, auf und nieder, so wie es das Leben uns reich brennt, und das Licht und den Glauben in uns selber nicht erlöschen zu lassen — trotz allem!

Wenn darum auch in diesem Jahr wieder die Hellsüße von den Höhen in die Taler hinabsiedern und die Volksgenossen um sich scharen, so sollen sie uns nicht bloß den Aufstieg und den Sieg des Lais künden, sondern auch von der Treue sprechen, die sich in Auf- und Niedergang gleichbleibt, von dem stolzen Kampferwillen, der weiß, daß das Sterben zum Leben gehört und der sich trotzdem seiner Kraft und seines Hinganges, seines freien Brennen- und Strahlendseins in den Augenblicken der Sommerhöhe freut.

Es mag ja eine fesselnde und lehrreiche Sache sein, alle die Bedeutungen zu verfolgen, die jede Zeit dem Mittsommerfeuer gegeben hat, und die Prünge auf ihren Sinn zu betrachten, die sich daran knüpfen, wie wir können daraus oft auch noch für uns Sinn und Weisung holen, gewiß! So, wenn die Frühlingsblumen ins Feuer geworfen werden, jetzt, wo es Sommerzeit ist, in der die strengen und heiligen Verpflichtungen ins Leben hereintreten, und wo schon die Frucht zu reifen beginnt; oder wenn die Herdfeuer gelöscht werden, um sie dann neu an dem mit Stahl und Stein ertümlen Feuerbrande des Hellsüßes wieder zu entfachen. Wer spürt da nicht die tiefe Lebensweisung hindurch? Oder wer nicht das jubelnde, jauchzende Vertrauen, das im gemeinsamen Erreung der Liebespaare durch die Flammen liegt, wer endlich nicht die erhellende Wildheit des Coelestiauts und des Rabs am Mittsommermergen?

Aber das Eigentliche ist doch, daß wir den Sinn des Feuers groß und neu für uns selber erleben, daß wir ihm ebenso wie die Geschlechter vor uns die Deutung geben, die es für uns hat, die Sprache vernehmen, in der es zu unseren Taten und zu unserem Geschlechte spricht. Und diese Sprache klingt, wie ich glaube, vernehmlich genug.

Wir gehören ja selbst einer Zeit an, die die Blumen in die Flammen geworfen hat, weil der Mittsommer mit seinen Pflichten vor uns steht, und weil die Frucht eines Volkes ausge-

tragen sein will. So ist es denn nicht Liebespiel und auch nicht alte oder jungbauerliche Weisheit, was uns die Flamme zuruft, sondern es sind Worte, die aus Gewissen des Volks reden. Eins dieser Worte heißt Reinigung. Feuer ist von altersher das unerbittlich lautende Element. Und wie kommen als Deutsche aus einer Zeit des Niederganges und der Verwirrung her, einer Zeit des Mißtrauens aller Volksgenossen gegeneinander. Aus einer Zeit des verbogenen, uneinigen Denkens, in der wir uns dem Wind jede Lüge zutragen ließen, in der wir dem Glauben an uns selbst, an unsere eigene helle, heldische Kraft verloren hatten. Viel treue Pflichterfüllung auch da noch im Kleinen, gewiß, aber sie war eng und ohne Feuerbrand in der Seele geworden.

Hatten wir nicht tausendmal das Gefühl, daß da ein Feuerhefen durchgreifen müsse! Nun, er ist gekommen und wir haben ihm zugejubelt, wollen auch nicht aufhören, uns darüber in tiefer Seele zu freuen. Aber wir wollen auch das Gelübde bei uns ablegen, daß wir die Reinigung vor allem in uns selber durchzuführen werden. Auch in uns — seien wir ganz offen — steht noch so viel von diesem alten Schicksal; von der geringen Selbstsucht, die nur sich masten und ins Licht sehen will, von dem Geist der Schadenfreude und der Mißmacherei, der keine Kraft zum Opfer findet, von dem Mißmut, der sich immer benachteiligt sieht und es gern dem andern aufhängen möchte, von diesem ganzen engen Stumpf und Herumpel der Seele. Nun, es ist eine alte Sage, daß man bei der Sonnenwende von Haus zu Haus das Herumpel sammelt, das sich im Laufe des Jahres angehauft hat, und es ins Feuer gibt. So wollen wir es auch mit dem Plunder halten, der uns die Seele verstopft, um all dem düren und geilen und giftigen Zeug, das unser Wesen übersprennen und das sich uns im Herzen angesammelt hat. Um so heller brennt die Freude in uns auf. Nur die strenge, stolze opferstrebende Kraft dieser Freude, nur das, was Licht gibt und was zu schenken vermag, gehört zum deutlichen Wesen, nur das soll in uns fortleben und weiterbrennen.

Das zweite Wort heißt Wille! Wollen wir doch hinein in die Flamme und sehen wir, was für eine heisse, unbändige Gewalt da von der Erde zum Himmel schießt! Wie ein Ge-



danke, eine Hingabe hindurchledert und alle Kraft, die im Holze ausgezeichnet war, opfernd hingeworfen wird in die Kraft des Brandes. War es nicht wie ein Flammensturm, als der deutsche Geist endlich losbrach und den merischen Bau fremden Wesens, der uns in unserem eigenen Lande geknechtet hielt, in Trümmer stürzte! Aber die unbandige Kraft, die hier durchbrach, war doch im Kern ihres Wesens keine bloße Entfesselung, so wie es bei der französischen oder der bolschewistischen Revolution der Fall war. Alles was ihr, was der *d e u t s c h e n* Revolution Macht und Bedeutung gibt, liegt ja gerade darin, daß hier ein strenges, heiliges Ziel alles auf sich sammelt, und daß ein Mann da steht, ein Mann ihr als Führer vorandretet, der in letzter verbildeter Selbstsucht seinen Willen und den Willen der Massen beerrichtet.

Man ist es unsere Sache, diesen Willen weiterzuleiten, uns in gleicher Weise für das hohe Ziel zu lautern und zu schmieden: für die Befreiung des deutschen Wesens in uns selber und in der Welt.

Wenn wir aber von „Befreiung“ reden, so hat das von vornherein einen ganz anderen Klang, als es ihn in der liberalen Zeit hatte. Ja, wir wollen es uns tief und für alle Zeiten ins Herz brennen: deutsche Freiheit ist nicht Willkür; sie ist nicht die Privatfreiheit des einzelnen! Aber sie ist auch nicht der Raub der entseelten Masse. Nein, es ist die Freiheit des Volkes zu seinem Gottesweg, ist das klare und unbegrenzte Gestaltwerden nach dem Gesetz, wonach wir angestrebt sind. Und gerade dies Gestaltwerden fordert, so wie nichts anderes, Aucht, hohe Strenge, Ermordungsfähigkeit! Und es fordert weiter die Wehrhaftigkeit des Herzens - Wehrhaftigkeit gegen seine eigenen Nequenhaften und Leidenschaften, aber auch Wehrhaftigkeit nach außen gegen die feindlichen Mächte, die uns von unserem Weg abdrängen, die uns als Herige sich oder ihren Gesellschaftsidealen dienstbar machen wollen. Darum muß auch Härte sein am rechten Platz; Befehl und der Freiheit wollen. Das Feuer darf nicht beliebig sanfteln und im Rauch erlöschen, es muß ihm Bahn geschaffen werden, daß es mit vollem, retnem Wogenschlag in den Himmel hinauflobern kann.

Das dritte Wort endlich, das uns die Flamme jurnst, heißt: *Z u s a m m e n h a n g*! Das Feuer ist ja von Urbeginn an das Zeichen des brüderlichen Zusammenhalts. Uns Feuer haben sich die Menschen von jeher gerunden - uns Herkenfeuer, uns Laagerfeuer, um den häuslichen Herd - haben sich von seiner lichten Blut erhellten, durchwärmten und verbrütern lassen.

Aber wir brauchen dazu ein Mahnwort und ein Zeichen. Denn wir Deutschen sind so schwer zum Zusammenhalt zu bringen. Eigentum und Strafsucht begleiten uns durch unsere ganze Geschichte hindurch, und sie haben uns schon oft in den entscheidenden Augenblicken nach außen und innen salmgelegt. Freilich - im Grunde war dieser sprichwörtliche deutsche Zwist immer zugleich ein Mangel an heber und kraftvoller *F ü h r u n g*. Denn man will nichts weggeben, das man nicht in einen höheren Dienst aufgenommen weiß. Heute haben wir diese Zuversicht, haben endlich wieder eine Führung, die uns dafür bürgt, daß das, was wir hingeben, nicht vergeudet ist, sondern daß das Opfer, das wir bringen, wirklich auch dem Ganzen dient. Lassen wir uns also von der Blut dieser Zeit salmmeinschmecken - unzerreißbar auch für die Zukunft! Ein Blut, ein Schicksal, ein Weg zur Höhe, die uns bestimmt ist. Darum auch eine Festeier, ein Zeichen, das uns eint, weihen, so weit die deutsche Sprache gesprochen wird, die deutschen Walder rauschen, aus deutschem Fleiß Kornfelder blühen oder Hammer tosen und sich Bauwerke zum Himmel reden.



Wutseuer! Wir stehen vor der Flamme und lassen den Blick weit in den nachstichen Umkreis hinausweisen. Auf zahllosen Höhen brennen heute diese Feuer ins Land. Es ist wie ein Händereichen der Flammen, ein Herüber- und Hindergrüßen der Funken von Berg zu Berg. Das gibt uns die frohe Gewißheit: wir sind nicht allein. Ein großes Volk heßt und bangt und erhebt sich mit uns im Glauben an den endlichen Sieg der Lichtkraft, an den großen „Tag des Deutschen“, von dem einer unserer Seher gesprochen hat; jenen Tag, der gewiß einmal kommen wird, wenn wir nur treu der Flamme dienen, die die ewige Macht in uns angezündet hat.



Bei den Sternen steht,  
 was wir schwören;  
 der die Sterne lenkt,  
 wird uns hören:  
 eh der Fremde dir  
 deine Kronen raubt,  
 Deutschland, fallen wir  
 Haupt bei Haupt.

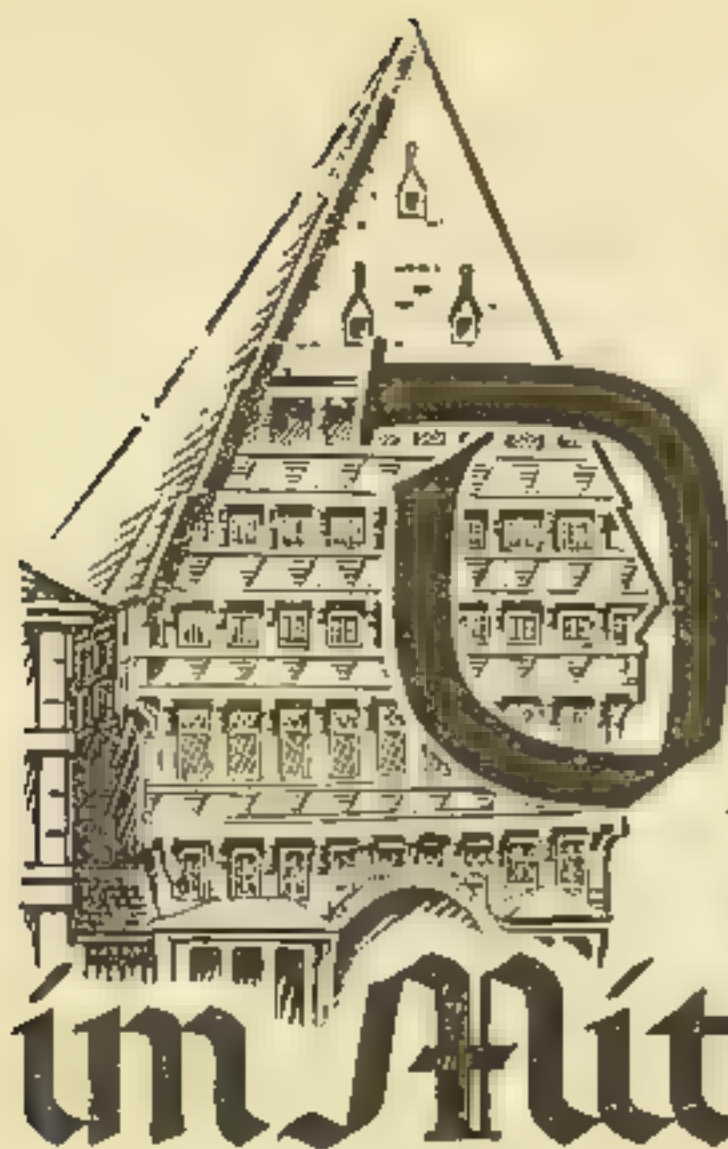
Heilig Vaterland,  
 in Gefahren  
 deine Söhne stehen  
 dich zu wahren.  
 Von Gefahr umringt,  
 heilig Vaterland,  
 schau, von Waffen blinkt  
 jede Hand.

Heilig Vaterland,  
 heb zur Stunde  
 kühn dein Angesicht  
 in die Kunde.  
 Steh uns all entbrannt,  
 Sohn bei Söhnen stehen:  
 Du sollst bleiben, Land!  
 Wir vergehen!

K. A. Schöber







Paul Schultze-Naumburg, M.-b.-R.

# Deutsche Kunst im Mittelalter

I.

## Vorwort der Schriftleitung

Deutlicher als alles sonstige Zeitgeschehen des deutschen Mittelalters, wie es in den letzten Folgen der Reichsdenkungsbriefe behandelt wurde, offenbart das Kunstschaffen jener Jahrhunderte die unbandige Schöpfer- und Gestaltungskraft unseres Volkstums und sein Ringen um artgerechte Lebensformen. Wir erleben einen schier unerlöschlichen Reichtum an Gestaltungsabwägung, die jeder, auch wenn noch so harten und trockenen Materie mit kühnem Willen ihre besetzten Formen gab und so dem toten Stoff edelste Unsterblichkeit verlieh. Was die uns verbliebenen unzähligen Werke mittelalterlichen Kunstschaffens offenbaren, darf nicht auf ein Spezialgebiet für Menschen ganz bestimmter Bildungsgrade und Interessensphären beschränkt bleiben, um dort weiterhin als „für wenige bestimmter Luens“ ein Museumsdasein zu führen, sondern muß immer wieder da einmünden, wo es einst entsprungen ist, nämlich im blutbedingten volkischen Gemeinschaftsleben der Nation, das gerade in den harten Kampfzeiten auch die

starken Impulse schöpferischer Kulturnleistungen hervorbringt. So sind diese uns überlieferten Kunstwerke die Zeugnisse einer stets aufs neue vorbildlichen, auf allen Gebieten des Lebens gleich regiamen Schöpferkraft, die im Kunstschaffen nur nach den besten Ausdruckformen dieses durch reines Blut schöpferisch begnadeten Volkstums suchte. Deshalb ist in der Reihe unserer geschichtlichen Betrachtungen das Thema „Deutsche Kunst im Mittelalter“ mit am wichtigsten. Die Betrachtung mittelalterlicher Kunst ist die Zusammenfassung des Kommens unserer Ahnen.

Der Führer stellte in Nürnberg im vergangenen Jahr fest: „Die einsame Erhabenheit unserer Dome gibt einen unvermeidlichen Maßstab für die kulturell wahrhaft monumentale Beknung dieser Zeiten. Sie zwingen uns, über die Bewunderung des Werkes hinweg, zur Ehrfurcht vor den Geistesleuten, die der Planung und Verwirklichung so großer Gedanken fähig waren . . .“ Und Rosenberg schreibt: „Der persönliche und doch irpenbildende Geist des 13. bis 15. Jahrhunderts sprach in Dichtkunst, in



Stern und in Holz. An Betten, Schränken, Leuchten, Treppengeländern kommt er zum Vorschein. Immer wieder versucht er intim und mannstark zu sein, immer zeigt er Abscheu vor der allerorts erprobten Form. Er ist ein Hymanus der Individualität auch im Barocklichen. Und unterbes singt Walther von der Vogelweide seine unbandigen Freiheitslieder. Wolfram von Eschenbach und Meister Gottfried dichten deutsche Weisen und dann wird ein anderes Mittel zum Ausdruck deutscher Seele: Der Griffel und der Pinsel, die später ihrerseits von Orgel und Drehstuhl abgelöst werden . . .“

All dieses mittelalterliche reiche Kunsttun blieb, wie die Erwähnung der Freiheitslieder Walthers andeutet, auch ein ständiger Kampf gegen fremdvölkische Einflüsse und Bevorgungen. Wohl war und bleibt neben der finanziellen Macht geistlicher Auftraggeber ein hartes religiöses Empfinden von großem Einfluß auf die künstlerische Gestaltungskraft, weil auch echte Religion nur aus reinem Mut möglich ist, aber das unermüdbare Ringen mit den dogmatischen Einengungen blieb immer die tragische Begleiterscheinung, die oft sogar in sehr drastischen Formen im reichen Kunstwerk geistlicher Bauten versteckt, aber doch eindeutig zum Ausdruck kommt.

Der Schöpfergeist unserer kunstbegabten Vorfahren des 13. bis 15. Jahrhunderts war sich keines eigenen inneren Reichums und seiner seelischen Kraft bewußt genug, um gegen fremde unangemessene Bevormundung zu rebellieren. Die eigene schöpferische Seele des nordischen Meisters, nicht irgendein Dogma gab dem Kunstwerken die Unsterblichkeit. „Der Coster berichtet im „Zoll Ulenpreeck“, der trefflichen Schilderung des Freiheitskampfes Flinders, wie ein Mönch in Spanien einen flamischen „Bildschneider, welcher römischer Katholik war“, gefangen setzte und dann vor dem königlichen Hofe als Ketzer verbrennen ließ, weil der Mönch „den unbedingten Preis für ein Holzbild unserer lieben Frau verweigert“ hatte und der Künstler „dem Bild mit dem Meißel ins Gesicht geschlagen und gesagt hatte, daß er lieber sein Werk zerstören, denn es zum Spottpreis hergeben wollte“. So wollen wir lernen, das Kunstleben unserer deutschen Vergangenheit nicht

nicht als Delikatesse für Ausgewählte, sondern als allen Deutschen gemeinsam gehörigen Reichtum zu betrachten. Unser deutscher Kunstbegriff soll nicht nur Privileg einer „vorgebildeten“ Minderheit sein, einer intellektuellen Minorität, die es auf dem Gewissen hat, daß Kunst lediglich zur Unterhaltung für sogenannte bessere Leute werde, wo sie nötiger denn je eine lebendige Kraftquelle sein sollte. Dazu gehört allerdings ein vollständiges Erwachsensein, das die Kunstwerke nicht nur nach toten Regeln allgemeiner Arbeit, sondern auch als historische Beweise vollstündiger Kraft erkennen läßt. Es muß nun wieder Allgemeinbegriffnis des ganzen Volkes werden, daß die auch historische Bedeutung der deutschen Kunst des Mittelalters ein lebendiger Imperativ unserer eigenen Haltung ist, daß wir uns nicht mit einer „stumpfen seelenlosen Nachahmung des Vergangenen“ begnügen dürfen, wie der Führer in Nürnberg feststellte und durch seine Straßbauten bewies. Wir wollen aus der Betrachtung des Alten den Mut und das Selbstvertrauen zum Neuen aus gleichem Blut finden.

Wo



## Herkunft

Der nationalsozialistische Staat bedeutet den größten Umbruch auf dem Gebiet unserer vollständigen Gemeinschaftsziele, den die Welt vielleicht je gesehen. Diese völlige Umkehr erfährt nicht allein die Staatsführung und die Wirtschaft, sondern auch die Geisteswissenschaften. Denn sie sind es ja, die uns die vergangenen und die künftigen Zeiten deuten und uns die Ziele weisen, die mit politischen und wirtschaftlichen Mitteln gewonnen werden müssen. Zur Erreichung dieser Ziele ist es von entscheidender Bedeutung, zu wissen, wer wir sind und woher wir kommen. Die Erbmasse der Vorfahren entscheidet über die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Nationen. Deshalb müssen wir uns mit ganz anderer Verantwortung, als dies früher geschah, die Frage vorlegen: was Art und Gestalt waren die Stämme und Völker, die die Gesänge auf dem Boden unseres Vaterlandes in früher und frührster Zeit bestimmten und deren Blut nicht allein in einem sehr beträchtlichen Anteil unseres Volkes auch heute noch fließt, sondern



auch am nachhaltigsten an dem Kulturstaten der Deutschen beteiligt ist.

Das 19. Jahrhundert, das wir heute das liberalistische nennen, hat bei der Verwerdung und der Verantwortung dieser Fragen eine schwere Schuld auf sich geladen. Es übernahm eine Lehre, die ihm römische Überheblichkeit und jüdischer Zersetzungsart einblies, die Lehre, daß die Deutschen nicht aus einer Welt wilden Barbarentums ohne nennenswerte Gesittung hervamen und erst durch die Berührung mit dem Orient („ex oriente lux“) durch Übernahme des Christentums und römischer Gesittung zu leidlich brauchbaren Menschen geworden seien, sondern daß auch die Kunst des Mittelalters eigentlich nur eine Nachahmung „romantischer“ Kunst sei.

Eine solche Bewertung mußte schon für eine einzelne Familie oder Sippe, die auf Ehre halt, etwas Untragbares bedeuten. Wieviel mehr muß dies für ein ganzes Volk gelten, das mit Macht beanspruchen kann, der Welt die wertvollsten geistigen Güter geschenkt zu haben, die in Form deutscher Weltanschauung, naturwissenschaftlicher Erkenntnis, Beherrschung der Naturkräfte in Handwerk und Technik, Gestaltung der Umwelt und dem Aufstellen von Wundbildern im Kunstwerk heute überall schau- und überprüfbar offen daliegen.

## Wendepunkt deutschen Schicksals

In den Reichsschulungsbriefen sind diese Gedankengänge schon von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt worden. Hier soll das Kunstschaffen des Mittelalters untersucht werden. Die Wahl dieses Zeitabschnittes entspricht nicht der Absicht, einfach eine äußerliche Ordnung durch Vorgehaltung einer Zeitfolge einzuhalten, sondern der Erkenntnis, welche gerade im Mittelalter den **A n g e l p u n k t d e u t s c h e r K u n s t g e s c h i c h t e** erblickt. Denn mit diesem Zeitabschnitt werden zum ersten Male zusammenhängende und wohlerhaltene Bauwerke sichtbar, deren Werkstoff den Stürmen der Zeit getrost hat, während uns die Gestaltung des frühen Germanentums nur in Bruchstücken oder stark zerstörten Resten bekannt wurde. Trotzdem wird an Hand beider der Nachweis der Vorgehaltung der Maßlinien möglich. Zum anderen ist das frühe Mittelalter die Zeit, in der der Vorgang der

Verstädterung in Deutschland beginnt. Die Verstädterung ist für alle Kulturen immer eine Schicksalswende gewesen, die dem Bestand einer Rasse schwere Gefahren und Bedrohung bringt.

Die nordisch-germanischen Stämme bestanden aus Bauern und Kriegeren, deren Siedlungsweise der Einzelhof war und blieb. Eine solche Siedlung mußte andere Bauformen und Kunstformen hervorbringen als ein städtisches Leben. Auch in Griechenland waren die indogermanisch-nordischen Stämme, die auf ihren Zügen langsam die ursprüngliche Bevölkerung überlagerten, Bauern und Krieger, die ihre Lebensform beibehielten und so auch ihre Hausform (als Holzhaus) mitbrachten. Das ist wichtig, weil diese Form als Kern in den späteren griechischen Tempeln steckt. Die große griechische Kunst tritt noch nicht in diesen frühen Zeiten hervor, sondern erst, nachdem die Polis, die Stadtgemeinde, die maßgebende Gestalt geworden ist und der landbesitzende Samerrat nun auch in die Aufgaben der Baukunst und der bildenden Kunst eingreift. Solange deren Betreuung der unterworfenen Bevölkerung überlassen blieb, darf es nicht wundernehmen, wenn die Augen ihres Schaffens ein Gesicht aufweisen, das uns völlig „ungriechisch“ anmutet. Ganz ähnlich, wenn auch anderthalb Jahrtausende später als an den Gestirnen des Mittelmeeres, beginnt nun auch auf deutschem Boden eine Umschichtung der Bevölkerung, aus der gewisse Teile den Bauernhof verlassen und sich als Adelsbürger, als Handwerker, Kaufleute usw. in neue Gemeinschaftsverbände, die Stadt, zusammenschließen. Erst diese neuen Verbände schufen die Voraussetzungen für eine Kunstbetätigung, die die großen Aufgaben, die Monumentalbauten der Gemeinschaft, lösen konnten und zum ersten Male in vollendeten Menschengestaltungen den nordisch-germanischen Typus künstlerisch sichtbar machten. Der Beginn des Stadtbauwesens fällt zeitlich ungefähr zusammen mit der Übernahme des Christentums, das den Deutschen mit mehr oder minder sanfter Gewalt beigebracht wurde.

Es ist nicht wegzudenken, daß die furchtbaren Grundgedanken des nordisch-germanischen Menschen im Widerspruch zur Kirchenlehre stehen, die in Weltentagung und im Hinweis auf ein anderes unbekanntes späteres Sein den Hauptinhalt ihrer Lehre erblickt. Ihr zufolge mußten



auf Eigenschaften, in denen der nordisch-germanische Mensch seine höchsten Tugenden erblickte, in ihr Gegenteil umgedreht werden. Statt Ehre, Stolz und Herrtum verlangt man Demut und Unterwürfigkeit, Kraft und Gesundheit gelten vor Gott nichts, aber Armut und Elend sind ihm wohlgetan, denn ihre Träger sind bevorzugt und Anwärter des Himmelreichs. Dem höchsten Wert der Epoche einer zahlreichen und ruhigen Kinderkinder wird als das Höhere die geistliche, die Entmenschenheit und damit freiwilliger Verzicht auf den bisshierigen Sinn des Lebens, die ewige Dauer des Reichthums, gegenübergestellt. Es kann seinen folgerichtigen Denken unerkannt bleiben, daß gegenüber solchen Tugenden dem nordischen Volke, das ganz aus dem Verleumdung zu Muth und Boden stand, nur drei Wege übrigblieben: entweder Aufgabe seines Selbst, Heuchelei, oder Mord. Der beste Teil des Volkes wählte den Kampf. Es ist an anderer Stelle schon beschrieben worden, wie dieser Kampf den Germanen fast unbezwingbare Wunden schlug und in der begrenzten Entordnung führte, deren unheilvolle Folgen wir bis auf den heutigen Tag zu spüren haben.

Dieser Vorgang muß man sich bewußt bleiben, wenn man die Kunst des Mittelalters richtig sehen will. Denn Wesen und Schicksal eines Volkstums finden ihren klaren Ausdruck in den Werken seiner Kunst. Nichts ist aber für das Geschick der mittelalterlichen Kunst entscheidender als die beiden Gegenpole Germanentum und Christentum, die durchaus nicht nur die barockische Ehe eingingen, die man häufig annehmen möchte, sondern die unheiligen Kasse nebeneinander hergingen, gar oft aber auch einen Krampf erzeugten, der seltsame Verzerrungen hervorbrachte. Ohne diese Erklärung würde man sehr viele Erscheinungen der mittelalterlichen Kunst nicht verstehen.

## Zeugen der Vergangenheit

Man liegt eine das künstlerische Schaffen des Mittelalters durchaus nicht einfach in einer listigen Reihe wohlgehaltener Werke vor Augen, die eine zusammenhängende Chronik bilden, in deren Seiten wir nur zu blättern brauchen. Man muß deshalb zunächst einmal über den erhaltenen Bestand der Kunst der Ger-

manen eine kurze Übersicht geben, die wenigstens zum Teil erklären wird, weswegen die heutigen Deutschen im allgemeinen immer noch so erstaunlich wenig von allem Wissen und den Werken der deutschen Vergangenheit wissen.

Wir müssen in der frühgeschichtlichen Kultur der Germanen und der Kunst des Mittelalters eine Einheit erkennen lernen. Die erstere ist uns allerdings nicht in unverletzten Zeugnissen, sondern nur in Bruchstücken erhalten.

Sanskrit, Sanskrit, Sanskrit — besonders die Inschriften in der Geschichte des Germanentums — sind durch die Wunden der Spätzeit in immer steigender Zahl den Boden entrissen worden und erhalten uns nur als ihren Resten, so viel, daß nun Zusammenfassung möglich werden die noch vor einigen Jahrhunderten in der Welt geblieben waren. Sagen und Heldengedichte ergänzen uns dabei manches, was sich dem kühnen Auge entzieht. Der wesentlichste Teil einer Kultur, die Bauten, sind bis auf ganz unmerkliche Reste, die eigentlich nur in Fundamenten bestehen, so gut wie verschwunden. Das findet seine Erklärung darin, daß der Baustoff der Germanen das Holz war und auch bis weit in das Mittelalter hinein blieb. Das Holz hat zwei Feinde, das Wasser und das Feuer. Während die nordeuropäischen Meisterwerke der Völker der Germanen der nordischen Stämme auf dem Boden Deutschlands auch heute noch zu gewissen Teilen lebendig unter dem blauen Himmel stehen, zerstörten jene Elemente im Lauf der Jahrhunderte, was auf unserem heimischen Boden entstanden war. Das Holz ist aber auch in den Zeiten, als für die Sakralbauten der Steinbau allgemein geworden war, für die Wohnbauten bis ins 17. Jahrhundert überwiegend üblich gewesen.

## Holzbau

Man darf daraus nicht ohne weiteres an eine Minderwertigkeit des Baustoffes Holz denken. Wenn man seine Eigenschaften genau betrachtet, so darf es nicht wundernehmen, daß das Holz nicht allein in den Frühzeiten, sondern durch die ganze deutsche Geschichte bis auf den heutigen Tag der Lieblingswerkstoff des nordischen Menschen geblieben ist. Das Holz entsprach schon deswegen dem Sinn des Germanen ganz besonders, weil es der natürliche Baustoff aus den Wäldern war, deren hochstammige Hallen mit





Das Häusel oder Häusenhaus in Nördlingen (11. Jahrhundert, vor dem 12. Jahrhundert)

ihrem dichten Blätterdach und ihrem hebrumsvollen Rauschen seinen Lebensraum bildeten. Nur dürfen wir uns das nicht so vorstellen, als wäre er ausschließlich Waldbewohner gewesen. Er brauchte selbstverständlich zur Deckung seiner Bedürfnisse als Ackerbauer das gerodete Land, innerhalb dessen sein Hof lag. Neben dem wohnt er aber auch seinen Wald hegen, der ihm für seine Bedürfnisse unentbehrlich war. Aber auch rein nach dem Gebrauchswert betrachtet, ist das Holz einer der herrlichsten Werkstoffe, das in seiner Weise dem Stein nicht nachsteht. Es ist hart und dabei doch bildsam; fest, dabei aber nicht bruchig, sondern zäh und ge-

schmeidig, so daß man mit ihm Spannweiten überbrücken kann, über denen ein Steinbalken von gleicher Stärke längst brechen müßte. Es ist an sich nicht entfernt so schwer wie Stein und läßt sich leicht in seinen einzelnen Werkteilen miteinander verzapfen, verzapfen, durch Nagel verbinden und sich so zu einem unerschütterlichen Gerüst verbinden, das Erdbeben trotzt, unter denen der Steinbau längst zusammensinken würde. Es läßt sich sägen, beilen, schneiden, stechen, kerben, schnitzen und nageln. Es ist ein schlechter Wärmeleiter, weshalb es in Holzbauten behaglich warm ist. Seine Oberfläche läßt sich glätten, tönen, bemalen und bleibt



immer für den Tastsinn angenehm. Es verwittert zwar im Freien, aber bei harten Holzern doch nur sehr langsam. Auch läßt sich dieser Porqana durch besondere Behandlungsmethoden wesentlich aufhalten. Es nimmt an der Luft die schönste silbergraue Färbung an, so daß es mit der umgehenden Landschaft der herrlichen Einklang gibt. Auch geht von dem gewachsenen Holz immer etwas Lebendiges aus, während man dem kristallinen Steine das Erstarrte anfühlt. Das wird besonders beim Holze fühlbar durch den frischen würrigen Geruch, der von ihm ausgeht. Kein Wunder also, daß das Holz nicht allein der Baustoff des frühen Germanentums war, sondern seine Brauchbarkeit auch weiterhin bis auf unsere Tage bewahrte.

## Steinbau

Es wäre Geschichtsfälschung, wollte man leugnen, daß die in Germanien sesshaft gebliebenen Germanen die Technik der Steinbehandlung von den Römern, oder richtiger: von den Trägern römischer Kultur, lernten. Die Verbindungen zwischen dem Norden und dem Süden setzten schon ziemlich früh ein und blieben nicht allein auf kriegerische Auseinandersetzungen beschränkt. Es ist durchaus zu verstehen, daß ein so hochbegabtes Volk wie die Germanen sich verhältnismäßig rasch in den Besitz einer Technik wie der der Steinaceminnung und des Steinbaues setzten. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit blutbedingte Beziehungen dabei von entscheidendem Einfluß waren. Die römisch beherrschten Nordafrikaner übernahmen die Bautechnik nicht. Der Boden Deutschlands bot kostliche Schätze an allerlei Gestein, wenn auch nicht gerade Marmorarten wie die, aus denen hellenistische Tempel meist gebaut waren. So sehen wir den Steinbau langsam auch unter den Händen der Germanen in Deutschland sich verbreiten. Man wäre es ein Verstum, anzunehmen, daß er einfach den allgewohnten Holzbau verdrängt hätte. Ganz im Gegenteil blieb bis in das späte Mittelalter der Holzbau für weltliche Bauten, sogar für Wehrbauten, von Bedeutung. Der germanische Steinbau ist andererseits auch nicht einfach eine Kopie des römischen, sondern zeigt neben den statischen Grundformen, wie sie aus dem Wesen des Werkstoffes hervorgehen, überall durchaus germanische Herkunftsprache, die man

sogar der Reihe nach als aus den jahrtausendlang beim Holzbau verwendeten Formen herleiten kann. Wenn wir uns nach Zeugen der frühesten, uns erhaltenen Bauten auf deutschem Boden umsehen, so bleibt allerdings nicht viel zu melden. Die ältesten Bauwerke stammen vom Ausgang des 8. Jahrhunderts, sind also unter dem Frankenkaiser Karl dem Ersten errichtet. Es sind meist Sakralbauten, die schon eine weitgehende Beherrschung des Steinbaues zeigen. Wenn auch diese Werke (oder oft nur die Reste von solchen) auf einem Boden weit außerhalb des heutigen Deutschlands stehen, so sind sie deshalb nicht weniger als echt germanische Werke zu betrachten und zu werten. Zum Verständnis der Kunst des deutschen Mittelalters sind sie ohne weiteres mit heranzuziehen und zu würdigen, denn sie vermitteln uns nicht weniger als die auf deutschem Boden stehenden Bauten von dem heldischen Lebensgefühl, das den Grundzug des nordisch-germanischen Menschen bis auf den heutigen Tag bildet. Das, was uns aus dieser Zeit der germanischen Welt Eroberung erhalten geblieben ist, sind allerdings nur die wichtigsten, monumentale Formen gebrachten Bauten, die gleichsam für die Ewigkeit bestimmt waren. Das sind Königspaläste, Grabmäler und Kultbauten. Man besteht die volkische Kultur ja nicht allein aus Palästen und Kultbauten, sondern auch die Behausungen, Wehrbauten, technische Werke usw. sind von gleicher Bedeutung.

## Bauerliche Bestedlung

Für die Kenntnis des Wohnbaues im Mittelalter können wir uns nur mit Schlüsselschlagerungen aus anderen späteren Bauten helfen, von denen man mit Berechtigung annehmen muß, daß sie sich in ihren Formen nicht wesentlich geändert haben. Denn die frühesten, uns auch nur in Resten erhaltenen Wohnbauten reichen kaum weiter als in den Beginn der Frühgotik. Und doch können wir uns über die Bauart des Wohnhauses ein nicht als nur ungefähres Bild machen, wenn wir die niederdeutschen Bauernhöfe heranziehen, wie sie nicht allein in sehr alten Beispielen noch erhalten sind, sondern auch durch alle späteren Zeiten fast unverändert weiter errichtet worden sind. Ihre Bauart erzählt uns zum mindesten davon, wie der „Edelhof“ (den





Kopf des Reiters am Dom zu  
Bamberg (Anf. des 13. Jahrh.)

Aufn. Prof. Hagen, Staatl. Kunsthochschule, Weimar





Der Godehardsschrein im Hildesheimer Domschatz (1132)



Marienator zu Naumburg a. S.  
(örtl. Stadtkorr., 1446 von Brosius Weiße)



Lübecks Wappen Holzschneider im Burg



Buchdeckel in  
Elfenbeinplastik  
(ungere Meizer-  
Schlo, 16. Jh.)  
Fassung eines Elfen-  
beinreliefs, 9. Jh.

Reliefs einer Tor-  
einfahrt  
Remagen (um 1200)







Chorschranke  
Liebfrauen-  
kirche,  
Halberstadt  
(Ende des  
12. Jahrh.)



Reliquien-  
kasten  
Heinrich I.  
(Anf. 10. Jahrh.  
Ellenbach)

Leiterstuhl der Marienkirche, (1520);  
A. u. A. nehmen dieser Stuhl Stuhlform

Stadtportal vom St. Jakob, Regensburg, (1180)







Die schöne Bärbel von Ottenheim  
von Nikolaus Gerhaert (van) Leyden  
(1463, Strassburg) Aufnahme: Steidl



Seidenbrokat  
aus Regensburg (19. Jahrh.)

Elfenbein von Naumburger Dom  
Westwerk (um 1250)



wir heute wohl den Erbhof nennen) unserer Verfahren ausgegeben hat. Denn die Bevölkerung bestand ja eigentlich allem aus Bauern, und auch die Fürsten und Führer waren in ihrem Stande immer Bauern, wie ja auch Homer seine Fürstentüme als bauerliche Höfe schildert, auf denen die Haltung der indogermannischen Haustiere, Pferd und Schwein, stets eine wichtige Rolle spielt. Dem Bauernhof sehr ähnlich werden wohl auch zunächst die Bauten der Bewohner gewesen sein, welche die ersten Erdburgungen grubeten, aus denen sich dann deutsche Städte entwickelten. Die Umwandlung dieser ländlichen Bauart in eine städtische folgt der Raum Aufgabe, wie sie sich aus der veränderten Wirtschaftsform ergibt. Der Einzelhof stand fast immer allein, selten in auch nur losem Verbände mit Nachbarhöfen.

## Stadtbau

Mauern wurden erst notwendig, als sich die Deutschen nach dem Vorbilde der Römer, die sich am Rhein eingekerkert hatten, in Städte versammelten. Die Stadtbildung löst sich von der unmittelbaren Ernährungsgrundlage des Bauern ab und sucht in der Zusammenfassung von Handel und Gewerbe eine neue Wirtschaftsform. Je ausgebildeter das Verkehrs Wesen ist, um so weiter kann es sich von der Ernährungsgrundlage entfernen und desto größer können die Zusammenballungen von Einwohnern werden. So entsteht allmählich eine neue kühnere Form der Baukunst, die mittelalterliche Stadt. Sie muß man zunächst ins Auge fassen, denn erst aus und in ihr entstehen die zahlreichen Einzelformen der Künste, wie wir sie dann im Gesamtgebiete des Mittelalters finden. Um dieses Gesamtgebiet zu überschauen, sei zunächst einmal ein Blick auf die sich hier bietenden Aufgaben gegeben.

In der Baukunst entstehen nun die Paläste, Kirchen und Dome, Rathhäuser, Speicher, Burgen, Wehranlagen, Mühlen, Bürgerhäuser, Tanzhäuser, Badehäuser und dergleichen, von denen dann weiterhin noch eingehender die Rede sein muß.

Zu der Baukunst tritt dann die aus dem gleichen Werkstoff, dem Holze und dem Stein, schaffende Bildhauerkunst hinzu, die sich im 13. Jahrhundert zu einer auch später nie

mehr erreichten Höhe entwickelt. Sie beginnt als ein Teil der Architektur, in der sie sich aus der Schmuckform entwickelt, um schließlich von ihr loszulösen und Einzelwert zu werden.

Die Malerei tritt erst weit später als selbständige Kunst auf. Sie geht aus einer Vertiefung hervor, die gar nichts mit der Baukunst zu tun hat: der „Illuminierung“ oder, wie wir heute sagen würden, dem Buchschmuck und der Illustration. Die Form der Buchmalerei (Miniaturmalerie) geht auf sehr alte Zeiten zurück. Ihre Anfänge finden wir wohl in den Totenbüchern der Ägypter. Schon im 4. Jahrhundert beginnt sie in Europa eine wichtige Rolle zu spielen, ja sie bedeutet lange Zeit eigentlich die einzige, von einem Nutzen losgelöste, Kunstübung, wenn ihre Meister damals auch noch nicht Maler, sondern Schreiber genannt wurden. Denn ihre Aufgabe bestand ja im Abzeichnen der Texte, die dann mit Initialen und bildlichen Darstellungen geschmückt wurden. Die Kunstgeschichte unterscheidet zwischen verschiedenen Stilen (die vorcarolingischen, die carolingischen und die ottonischen Miniaturisten usw.). Eine der bedeutendsten Schulen befand sich auf der Insel Reichenau im Bodensee, auf der wir auch die ältesten erhaltenen deutschen Wandmalereien finden. (Bildteil Schulungsbrief 11/35 zeigt Buch- und Wandmalereien.) Die großen Mauerflächen, welche die frühen germanischen Steinbauten mit ihren verhältnismäßig kleinen Fensteröffnungen boten, regten zur neuen Darstellungsweise der Wandmalerei an. Diese knüpfte sich im Stile der gleichzeitigen Buchmalerei und steht neben den Mosaiken, mit denen die germanischen Stämme (Völsken) in Ravenna in Verührung gekommen waren. Leider ist wenig von frühmittelalterlichen Wandmalereien erhalten, und das meiste Erhaltene ist durch Übermalungen so entstellt, daß man sie kaum als einwandfrei betrachten kann.

Mit der Beherrschung der Mittel des Steinbaues werten sich die Räume, und die Fensteröffnungen werden immer größer. Damit schwinden die Mauerflächen, und die Wandmalerei tritt zurück. Die nun aber immer mehr wachsenden Fensteröffnungen werden durch die Erzeugnisse der neuentdeckenden Glastechnik ge-



schlossen. Ihre kleinen Scheiben werden durch Bleiverbindungen zu metallartigen Gläsen zusammengefaßt. Die Kunst, farbige Gläser herzustellen, führt dann zu dem herrlichen Vitrifiziert der Glasfenster, die sich später zur eigentlichen Glasmalerei ausbildet und zu einer der wesentlichsten Erfindungen der deutschen Dome gehört.

Etwas anders geht die Entwicklung auf italischem Boden vor sich, auf dem durchaus dasselbe nordische Blut als kulturbestimmende Schicht wirkte, wovon weiter unten noch ausführlich die Rede sein muß. Hier entwickelt sich der Hauptstolz der gesamten Kunstübung, das monumentale Wandbild seit dem 13. Jahrhundert, um den Höhepunkt im 15. Jahrhundert zu erlangen. Bis zu dieser Zeit, die in der Kunstgeschichte die italienische Frührenaissance heißt, aber mit Italien im wesentlichen nur die geographische Kennzeichnung gemeinsam hat, herrschen hier nordisch-germanische Züge. Erst mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Entfaltung. Und mit ihr nimmt auch die Kunst auf italischem Boden immer mehr westlich-romanische Züge an, die für die dortige Hoch- und Spätrenaissance sowie für das Barock so bestimmend sind.

## Werke des Handwerks

Das Gebiet, das wir nach heutigem Sprachgebrauch die bildenden Künste nennen wurden, die ihren Boden im Mittelalter ganz im Handwerk hatten, ließ neben ihnen noch eine Reihe anderer künstlerisch-handwerklicher Berufe aufblühen, deren Erzeugnisse in ihren höchsten Epochen zum selbständigen Kunstwerk werden. Dazu gehört vor allem die Goldschmiedekunst. Die Bearbeitung des Goldes und anderer Edelmetalle durch Gießen und Treiben war den Germanen nichts Fremdes. Hatten sie doch auf diesem Gebiet völlig Eigenes in hochwertigsten Formen hervorgebracht. Auch die Zeiten der Völkerwanderung zeigen uns die Germanen noch als Meister der Kunst, Fibeln, Weber und vor allem Waffen mit goldenen Teilen zu schmücken, die oft genug zur Fassung edler Steine dienten. Seit der Karolingerzeit wandte sich diese Kunst überwiegend kirchlichen Zwecken zu und schuf, oft stark unter byzanti-

nischen Einflüssen stehend, in Altarverkleidungen, Kreuzen, Kelchen, Leuchtern, Schüsselfen, Monstranzen und Reliquaren Werke von hoher künstlerischer Vollendung. Da sich der Formenkreis auch auf die menschliche Figur ausdehnte, wurde die Goldschmiedekunst häufig die Wiege für große Maler und Bildhauer. Auch Dürer kommt von der Goldschmiedekunst her.

In Verbindung mit ihr blüht die Elfenbeinschnitzerei, die ebenfalls uralt ist. Seit der Karolingerzeit entstehen vor allem Buchdeckel und Reliefs, Vischisellabe, Schwabfiguren und dergleichen, die ebenfalls oft die Überleitung zur eigentlichen Bildhauerkunst darstellen.

## Zielrichtung des Kunstschaffens

Wären diese kunst angeführten Fertigkeiten das Hauptbetätigungsfeld mittelalterlicher Kunst in Deutschland, so ist es nun nötig, sich mit dem zu befassen, was den Stofflichen und geistigen Inhalt dieser Werke bildet. Denn auch Kunst kann nicht als Selbstzweck gedacht werden, sondern immer nur als ein Mittel, dem Form und Gestalt zu geben, was als innerste Sehnsucht die Herzen eines Volkes erfüllt. Die Anschauung, in der Kunst eine von Volkstum und Rasse losgeloste Leistung an sich zu erblicken, die in dem einstigen Literatenruf „L'art pour l'art“ ihr Lösungswort gefunden hatte, ist unserer heutigen Vorstellung vom Wesen der Kunst etwas völlig Fremdes geworden. Durchwandern wir mit der Absicht, aus der Kunstform in mancherlei Gestalt ein Bild von der leidlichen Beschaffenheit und dem geistigen Drang unserer Vorfahren zu gewinnen, die Räume Deutschlands mit einem Blick in die Länder, deren Gestalt und Formengebung zur Zeit der Völkerwanderung und in ihren blutsmahigen Auswirkungen bis ins 16. Jahrhundert hinein maßgebend von Germanen bestimmt wurden. Dazu gehören bekanntlich außer der eigentlichen Heimat der Germanen im Norden und den frankischen Siedlungsgebieten im Westen auch große Teile der Donauländer, der Balkanhalbinsel bis Byzanz, Italien mit Sizilien, Spanien, das Vandalenreich in Afrika. Als Hauptaufgabe bleibt hier aber die Blüte mittelalterlicher Kunst auf deutschem Boden zu betrachten.



## Das Haus als Keimzelle aller Baukunst

Die Aufgabe ist so groß, daß wir uns im Rahmen eines Schulungsbriefes mit der Kennzeichnung der Entwicklung im großen begnügen müssen. Schon die Aufzählung der wichtigsten Werke wurde weit über den hier gesteckten Umfang hinausgehen. Um ein Bild von der Wohnweise des wehrhaften germanischen Bauern zu gewinnen, müssen wir uns heute noch benutzte Erbhöfe ansehen, wie sie uns in Westfalen, Oldenburg, Hannover, Friesland, Schleswig und Holstein begegnen, also den Gebieten, in denen die Rasse der Germanen auch heute noch mehr oder weniger rein erhalten ist. Das sind zwar Bauten, die in ihrem stofflichen Bestand nicht entfernt an frühgermanische Bauten heranreichen. Aber es gibt keinen Stand, der bei gleichbleibendem Blute zäher an der gewohnten Form festhält als der Bauer. Und da seine Arbeitsweise sich kaum wesentlich ändern kann, ist auch die Form seines Wohnhauses wohl nicht allein durch die Jahrhunderte, sondern durch die Jahrtausende erhalten geblieben. So ungefähr, bestehend aus dem Erdgeschoß mit Halle (Fleß) und Tenne, Wohnräumen und Ställen, überragt von dem richtigen Sattel eines Strohhdaches, in dem die Futtervorräte aufbewahrt werden, wird auch der germanische Hof ausgesehen haben.

Diese Bauten waren, wie oben angedeutet, ausschließlich Holzbauten, zum mindesten Holzgerüstbauten, deren Mauern, je nach den Gegenden, mit Lehmlechtwerk oder auch ganz mit Holz gefüllt wurden. Dieses Holzfachwerk mit seinen Verbindungsweisen („Verbaunde“) hat sich als Fachwerkbau bis auf den heutigen Tag gehalten. Aber über die bloße Konstruktion hinaus zeigen all diese Bauten eine Formendurchbildung, die von einer reichen Phantasie und echt nordischer Gestaltungs Kraft zeugen. Ihr Stil ist, wie in jeder lebendig gewachsenen Kunst, ganz aus den Besonderheiten des Baustoffes herausgewachsen. Die handwerkliche Anfangsstufe ist immer der lange Balken, wie er von der Säge herkommt oder in frühen Zeiten mit dem Beil bearbeitet wurde, während der Steinbau aus sehr vielen kleineren und vor allem kürzeren Stücken zusammengesetzt werden muß. An diesem Balken läßt sich nach der Arbeits-

weise des Zimmermanns verlagert und es erhöhen oder anheften, sondern alles muß vertieft (durch Kerbschnitt) in die Fläche des Balkens hineingearbeitet werden. Und so finden wir die reiche Formenwelt des Germanen mit ihren Wulsten und Keblen, Wandern und Flechtwerk, Stabwerk als „Lauflab“, Leisten, Balken und ganzen Rädern (Sonnenrädern), Fächerform, Kesselform und geschnittenen Balkenköpfen. All diese Formen bleiben aber durchaus nicht auf das frühe Germanentum beschränkt, sondern begleiten den Holzbau durch das ganze Mittelalter, ja weit über dieses hinaus, um erst im Laufe des 17. Jahrhunderts zu verschwinden.

## Übertragung und Erhaltung des germanischen Formenschatzes im Steinbau

Es ist nun sehr aufschlußreich, zu beobachten, daß man dem gesamten Steinbau der Germanen es deutlich ansieht, daß er vom Zimmermann herkommt. Denn er beruht nicht auf den Giebelbildungen, wie sie das blendende Sonnenlicht und der helle Marmor in der Antike forderten, sondern man erkennt deutlich, wie die germanische Holzerform auch hinter den steinernen Gebilden steht, in denen all die als Holzformen genannten Figuren wiederkehren. Auch wo es sich um Architekturteile handelt, für die die Antike einen festgelegten Schatz von Formen verarbeitet hat, wie Knauf, Schaft und Sockel der Säule, bleibt der Germane seiner Welt treu und rückt das ihm Merkwürdige dem Steine an. Das geschieht nicht allein bei den Bauten auf deutschem Boden, sondern auch bei den Monumentalbauten, wie sie die West- und Ostgoten auf neuer Erde erbauten. Ihre ursprüngliche Form hat sie überall hübertragen. Als eines der seltsamsten und großartigsten Werke dieser Art muß immer das Grabmal Theoderichs in Ravenna gelten, das er sich selbst noch vor seinem Tode errichtete, das also noch vor dem Jahre 526 entstanden sein muß. Es ist zugleich ein herrliches Denkmal des heldischen nordischen Geistes, wie er die Ostgoten erfüllt haben muß. Seine ganze Haltung ist derartig nordisch-germanisch, daß selbst die Italiener, das fremde Handwerk bei seiner Errichtung mitgearbeitet hätten, nichts



an dem Geiste ändert, aus dem es geboren wurde. Es steht heute noch leidend und verlehrt, wenn auch in unansehnlicher Umgebung, gleichsam in die Erde versenkt und mit eisigen unpassenden Zufasen versehen, zwischen kümmerlichen Anlagen halb im Felde hinter dem Bahnhof. Die Verarbeitung und Ausbringung der aus einem einzigen Steinblock bestehenden Kuppel mit einem Durchmesser von 11 Metern — vielleicht ein Zurückerinnern an die alte Begräbnisweise der Germanen — allein schon würde dem technischen Können der heutigen Zeit einiges Kopfzerbrechen verursachen. Auch der in seinen Resten noch erkennbare Palast Theoderichs ist als eine der frühesten Kaiserpaläste zu werten, wie sie später so zahlreich auf deutschem Boden entstanden.

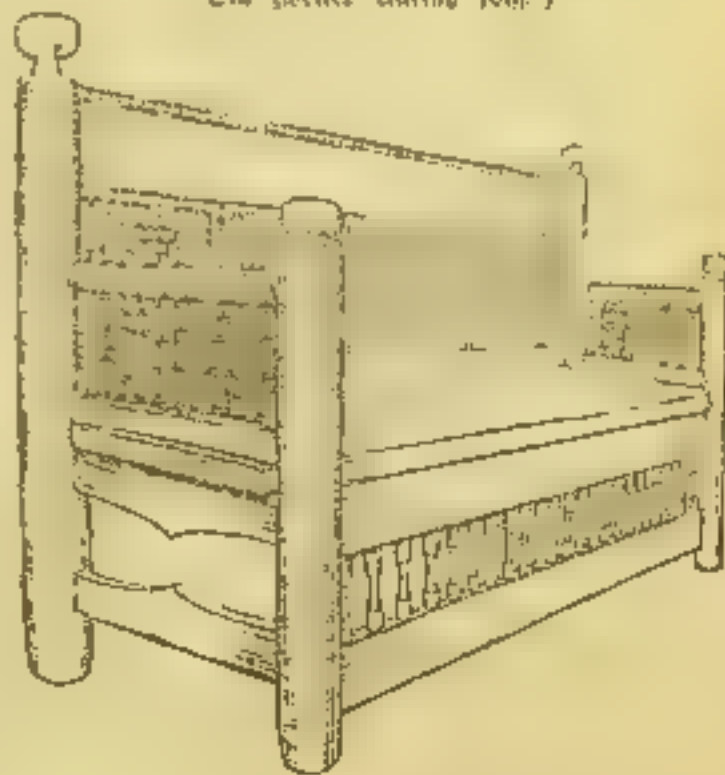
Es ist bedauerlich, daß der Frankenkaiser Karl der Erste, dessen Werkalt uns heute in anderem Lichte erscheint, als ihn die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts sah, offenbar die Bauten Theoderichs in Ravenna in freventlicher Weise plündern ließ, um mit den Einzelheiten seine Keudenz Anden zu lassen.

### Der germanische Stil

Eine ebenso überholte geistige Einstellung, wie wir sie in der liberalistischen Weltanschauung gegenüber den Werken des Deutschstums häufig antreffen, lehrt in einer Bezeichnung wieder, die ebenfalls eine Prägung des 19. Jahrhunderts ist: die Bezeichnung „romanisch“ für das Bauwesen der Zeitspanne vom 8. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. (Ihre ersten Anfänge werden meist als karolingische Kunst bezeichnet.) Da gerade diese Bauten germanisches Wesen in besonders reiner Ausprägung zeigen, ist es Pflicht eines Volles, das sich von neuem seiner blutigen Herkunft bewußt geworden ist, solche völlig irreführenden Bezeichnungen aufzuheben. Für die Kennzeichnung einer Erscheinung kann man kaum den Namen einer Gesellschaft wählen, welcher die Erscheinung war beeinflusst, sie selbst aber in keiner Weise hervorgerufen hat. Das morische Reichreich,

das schon im 4. Jahrhundert vor dem Ansturm der Germanen völlig zusammenbrach, kann wirklich nicht den Ruhmesstempel sich in Anspruch nehmen, noch hinterher geistig all die Werke gezeugt zu haben, die den Ausdruck der glücklichsten Jahrhunderte, die Deutschland erlebte, bilden. Dem Geist dieser Jahrhunderte verdanken wir die endliche Volkserhebung einer Masse, die vor dem nur aus Stämmen bestand, und die Verwirklichung der Idee einer einheitlichen Germania. Mag all das auch nur unter einzelnen Kaisern zur Tat geworden sein und mag auch alles Erreichte dann unter dem Einfluß fremder Mächte und deutscher Zwietracht gar zu bald wieder dahinsinken: die Erinnerung und die Sehnsucht nach der Herrlichkeit der Kaiserzeit hat den Deutschen nie verlassen, und es gibt vielleicht keine andere Zeit als die, welche wir die Romantik (wieder, welche seltsame und schiefe Bezeichnung!) nennen, die stärker an dieser Sehnsucht gelitten hat. Was auch sie zur Errellosigkeit verurteilte, war nicht der Gegenstand ihrer Sehnsucht, sondern der Weg, auf dem sie ihr Ziel zu erreichen hoffte, indem sie glaubte, sich aus einer trostlosen Gegenwart in ein Traumland der Vergangenheit flüchten zu müssen, anstatt das zu tun, was Adolf Hitler tat: die Gegenwart selbst anzupacken und ihr sein Wunschbild aufzuzwingen.

(Ein zweiter Anlauf folgt.)



Bank aus Alzebach, 12. Jahrhundert  
(Stuttgart, Schlossmuseum)



# ABC der Aussenpolitik

**Demarkationslinie** bezeichnet eine festgelegte Abgrenzungslinie, bis zu der eine weitere Offensivaktion (Eroberung oder Besitzergreifung) geplant ist. Insbesondere in der Kolonialgeschichte ist oft von Demarkationslinien zur Abgrenzung von Interessensphären die Rede.

**Dementi** (französisch: Widerruf, Ablehnung, Veridungung), Nichtanerkennung, Widerlegung unwahrer Behauptungen und Versuche, hauptsächlich gegenüber Pressemeldungen angewandt. Oft auch mit Vorbehalt aufzunehmen, da zur Verdeckung politischer Absichten und zur Vermeidung von Störungen begonnener Verhandlungen in der internationalen Politik gelegentlich Dementis gegeben werden, die dem Sachverhalt nicht entsprechen. Anklorisch wird behauptet, daß ein Dementi der zuverlässigste Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung sei.

**Enquête** (franz. Untersuchung zur Beschaffung tatsächlicher Unterlagen). Häufig erfolgen solche Enquêtes in Form einer schriftlichen Randfrage, auch durch Versendung von Fragebogen. Gelegentlich hat z. B. der Völkerbund, Untersuchungskommissionen an Ort und Stelle geschickt: so die Enquêtekommission („Studienkommission“) nach dem Fernen Osten zur Untersuchung der tatsächlichen Lage in dem Mandatsstreit zwischen China und Japan. Auch wirtschaftliche Enquêtes, z. B. über die deutsche Wirtschaftslage und Leistungsfähigkeit, sind mehrfach veranstaltet worden.

**Expansionspolitik** (lat. expansio — Ausdehnung). Bezeichnung für eine aggressive (angreifende) auswärtige Politik, die sich auf Gebietsvergrößerung ausdehnt. Wenn auch diese im friedlichen, vertraglichen Wege nicht

erreichbar ist, schreibt die Expansionspolitik auch vor gewaltsamer Eroberung nicht zurück. Eine Form der Expansionspolitik ist die Penetrationspolitik. Frankreichs Versuch, sich nach dem Friedensschluß in den Besitz des Indus-Chinners zu setzen. Die sowjetrussische Politik in der Mongolei und in China, Japans Vorgehen auf dem ostasiatischen Kontinent, sind typische Beispiele aus neuerer Zeit für Expansionspolitik.

Adolf Hitler: „Unsere völkische Lehre sieht in jedem Krieg zur Unterjochung und Beherrschung eines fremden Volkes einen Vorgang, der früher oder später den Sieger innerlich verändert und schwächt und damit in der Folge von Verrat gemacht.“ Reichstagsrede vom 21. Mai 1935.

**GPU** Abkürzung für Gosudarstvennoje politicheskoe upravlenije (russisch) = „Staatliche politische Verwaltung“. Bezeichnung für die beispiellos brutale und mit den blutigsten Methoden arbeitende sowjetrussische politische Geheimpolizei. Die GPU ist 1922 an die Stelle der Tscheka getreten; seit 1923 heißt sie ähnlich OGPU. (Obyedinennoje GPU. = Vereinigte staatliche politische Verwaltung); im Juli 1934 wurde aus der OGPU ein neues Volkseministeriat für innere Angelegenheiten der Sowjetunion gebildet, dadurch wurde der GPU ihr außerordentlicher Charakter genommen und sie fester in den staatlichen Verwaltungsapparat eingegliedert. Das neue Ministeriat darf jedoch keine Todesstrafen verhängen. Die Etatmittel der OGPU betragen im Haushaltsjahre 1935/36 1,6 Milliarden Rubel.

**Irak**, das frühere Mesopotamien, ehemals türkisches Gebiet, nach dem Weltkriegsenglisches Mandat, seit 1932 selbständiges arabisches Königreich mit rund 3 Millionen Einwohnern.



**F r a n z.** Mit dem Beginn des neuen per-  
sischen Jahres (1. Farvardine 1314 = 22. März  
1935) bezeichnet sich Persien, alter Überlieferung  
entsprechend, im Verkehr mit dem Ausland als  
Iran

**R e p a r a t i o n e n**, fälschlich „Wiedergut-  
machung“ genannt — in Wahrheit die durch  
das Versailler Diktat Deutschland auferlegten  
Kriegskontributionen. Den von Deutschland  
zu leistenden Gesamtbetrag wagte man nicht zu  
nennen, auch hatte man sich darüber in Ver-  
sailler kaum einigen können. Er sollte später  
bestimmt werden. In Frankreich sprach man  
noch 1920 offiziell von 800 Milliarden Reichs-  
mark (*C'est le hoch qui passera* — der Vögel  
bezahlt). 1919 hatte Lloyd George bei den eng-  
lischen Wahlwahlen (so genannt, weil sie un-  
mittelbar nach dem Kriege, sonstigen noch im  
Zeichen der englischen Wahl Uniformen, statt-  
fanden) 480 Milliarden Mark gefordert. Da-  
bei betrug das gesamte deutsche Volkvermögen  
vor dem Kriege nach der Schätzung Dr. Helffer-  
ichs (1911) 510 Milliarden, von denen der  
Krieg und seine Auswirkungen sowie die Er-  
füllungen der Versailler Friedensbedingungen un-  
mittelbar die Hälfte vernichtet hatten. Nachdem  
bereits 1920 auf einer Konferenz der Alliierten  
in Montaigne die von Deutschland zu leistende  
Reparationssumme auf 269 Milliarden Mark  
festgelegt war, wurde endlich in der Pariser Kon-  
ferenz im Januar 1921 die endgültige Summe  
festgelegt: 226 Milliarden Goldmark, dazu 12  
v. H. der gesamten deutschen Ausfuhr — zahl-  
bar in 42 Jahren. Aber auf deutschen Einpruch  
gegen die irrsinnige Höhe dieser Kriegsschad-  
igung ermäßigte die sogenannte Reparations-  
kommission sie im April des gleichen Jahres auf  
„nur“ 132 Goldmillarden (das Dreieinhalb-  
fache des gesamten Goldvorrats der Erde), deren  
Annahme durch das Londoner Ultimatum vom  
5. Mai 1921 von Deutschland erzwun-  
gen wurde. Deutschland konnte diese Forderung  
nicht erfüllen; es kam 1923 zum Ruhrkampf,  
der die deutsche Währung ruinierte und  
die deutsche Wirtschaft mit dem völligen  
Zusammenbruch bedrohte. Aber schon damals  
erkannte die Welt zu ihrem Schrecken, daß ein  
Zusammenbruch Deutschlands der Zusammen-

bruch Europas, vielleicht der Welt, sein würde.  
Seit 1923 ist bei den Tributforderungen der  
Entente dann mehr die wirtschaftliche Erfül-  
lungsmöglichkeit berücksichtigt worden. Ameri-  
kanische Sachverständige arbeiteten zweimal  
Zahlungspläne aus, nach denen zwar immer noch  
das letzte aus Deutschland herausgepreßt werden  
sollte und auch wurde, die sich aber nicht mehr  
in rein astronomischen Ziffern bewegten. Von  
1924 zahlten wir nach dem ersten, dem Dawes-  
Plan eine Jahresrate von 2,5 Milliarden  
Goldmark. Es erwies sich aber sofort, daß  
derartige Beträge nicht aus den Ausfuhrüber-  
schüssen bezahlt werden konnten, sondern nur  
mit Hilfe vom Ausland zu hohem Zinsfuß ge-  
liebener Gelder, mit denen angeblich die Wirt-  
schaft angelockert werden sollte; 1929 standen  
wir wieder vor der Unmöglichkeit weiterer Er-  
füllungen. Ein zweites amerikanisches Gut-  
achten wurde eingeholt, der Young-Plan,  
der 1930 in Kraft trat. Er brachte für den  
Anfang kleinere Erleichterungen, belastete aber  
dafür die kommenden Geschlechter mit seiner  
Laufzeit bis 1987/88 in unverantwortlicher  
Weise

**S o u v e r ä n i t ä t** (von *sou. vorain.* fran-  
zösisch) = höchst, unumschränkt, Substantiv. der  
Herrscher). Inhalt und Wesen des Staates ist  
Macht. Mächtigkeit und Unabhängigkeit des  
Staates wird zusammengefaßt in dem Begriff  
der Souveränität, der Staatshoheit. Es ist das  
entscheidende Kennzeichen eines großen erblen-  
den Volkes, daß es seine souveränen Rechte  
eifervoll wahr und verteidigt. Dem deutschen  
Volke war durch das Versailler Diktat vom  
28. Juni 1919 die Souveränität in unertrag-  
licher Form beschmitten worden. Eine Reihe von  
Zwangsverfügungen und Verböten verhinderten,  
um nur das Wichtigste zu nennen, den Zusam-  
menschuß aller deutschen Volksglieder, die Aus-  
bildung des Volkes zur nationalen Verteidigung  
(Wehrheben), die Herrschaft über vollständig und  
willensmäßig zu Deutschland gehörende Gebiete,  
die freie Verfügungsgewalt über deutsche Ver-  
kehrswege (Strassen) usw. Einen bedeutsamen  
Schritt zur Wiedererlangung der Souveränität  
bildet die Wiederherstellung der deutschen Wehr-  
hoheit durch die Wiedereinführung der allge-  
meinen Wehrpflicht vom 16. März 1935.



# Organische Betriebsgestaltung

von der Gefolgschaft aus gesehen

Die meisten Leute, die über die organische Gestaltung des Betriebs geschrieben oder geredet haben, taten dies etwa wie ein Mann, der sich einer mehr oder weniger ungeordneten Sache gegenüber befand, und der, entweder vom grünen Tisch aus oder mit einer angeblich unfehlbaren Theorie bewaffnet, das Ungeordnete zu ordnen unternahm. Kaum einer der zahllosen Betriebswissenschaftler, Betriebsvratiker, Organisatoren, oder wie sie sonst heißen mögen, ist in der liberalistischen und marxistischen Zeit auf dem Gedanken gekommen, daß der Betrieb nicht etwa nur aus Maschinen, Werkzeugen, Organisationsmonstrichkeiten und Sachen besteht, sondern aus lebendigen Menschen. Diese Einstellung hat traurige Folgen gehabt.

Es gibt kaum einen deutschen industriellen Arbeiter, der nicht den Namen Taylor gehört hätte. Fast unterschiedslos werden alle betrieblichen Neuerungen, beziehen sie sich nun auf die Organisation, auf die Maschinenbedienung, auf das Arbeitsverfahren oder die Arbeitsweisen, auf diesen Mann zurückgeführt.

Wir sprechen es unumwunden aus, daß es in der liberalistischen und marxistischen Zeit Unternehmer gegeben hat, die die Lehre Taylors rein egoistisch ausgeschlachtet haben. Aber man hat damit Taylor Unrecht getan. Es ist durch keine seiner Äußerungen bewiesen, daß er seine Arbeitsmethoden nur deswegen ausgeschlachtet habe, um eine Ausbeutung größten Stils möglich zu machen.

## Betriebszustände der Vergangenheit

Leider hat der Fabrikarbeiter die neue Arbeitswissenschaft in bedenklicher Form kennengelernt. Sie trat ihm vor Augen in der Gestalt von Leuten, die mit einer Hand in der Hosentasche

durch den Betrieb schlichen, an einem Arbeitsplatz stehenblieben und sich scheinbar ganz unbeteiligt die Arbeit anschauten. Der Arbeiter wußte sofort, daß der Betreffende mit der Stoppuhr in der Hosentasche die Fertigungszeiten abstoppte. Die Folgen blieben nicht aus: waren die Zeiten gut, dann wurden die Anforderungen heruntergeschraubt, und waren sie schlecht, dann hagelte es Vorwürfe oder man wurde entlassen. Es hat zahllose Betriebe gegeben, in denen dies Verfahren grüßte wurde, aber die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß dies nicht überall der Fall war.

Ebenso verhasst wie die Stoppuhr war unsern Arbeitern der Arbeitsdrill, d. h. der immer wieder unternommene Versuch, dem einzelnen nicht nur bis in die letzten Einzelheiten hinein bestimmte Arbeitsgänge beizubringen, sondern ihm auch die Arbeitszeit vorzuschreiben. Das laufende Band war nur deswegen so verhasst, weil es dem Arbeiter nicht bloß das Tempo seiner Arbeit aufzwang, sondern darüber hinaus auch die ganze Bedingtheit der Maschine. Überhaupt stand die *Maschine* im Mittelpunkt des gesamten betrieblichen Geschehens: sie bestimmte die Art des Arbeitens, das Tempo, die Arbeitshaltung, kurz alles, was überhaupt mit der Arbeit zusammenhing. Man kann, vom arbeitenden Menschen aus gesehen, eine Reihe von Entwicklungsstufen unterscheiden, die sich in der großgewerblichen Arbeit vollziehen haben. Die erste Stufe ist dadurch gekennzeichnet, daß der Mensch gewissermaßen der *Slave* der Maschine war, er arbeitete nicht mehr mit der Maschine, sondern er bediente die Maschine, ja, man kann sogar sagen, daß er ihr diente. Infolgedessen verdrängte die Maschine, da sie einen größeren Wirkungsgrad hatte, den



Menschen aus seiner Arbeit. In der zweiten Entwicklungsphase der industriellen Arbeit akzentuierte sich diese Verdinglichung nicht mehr ganz so stark. Sie war gewissermaßen rationalisierter bzw. quantifiziert. Man suchte dem Menschen dadurch wirksamer auszunutzen, daß man ihn in der Eigenart seiner Arbeit studierte, mit der Folge, daß die Welt der Maschinen und der betrieblichen Organisationen auf den Menschen „abgemessen“ wurde. Praktisch sah das im Betriebe so aus, daß der „kalte Mensch“ und der „kalte Maschine“ als gleichberechtigt angesehen wurde. Man rechnete sich aus, was die Maschine leisten konnte, und auf der anderen Seite suchte man sich darüber klar zu werden, wie groß der Wirkungsgrad des als Betriebsgenosse angesehenen Menschen war. Von hier aus nun wird die Lehre Taylors verständlich. Taylor war tatsächlich der erste, der klar herausstellte, daß der Mensch anders arbeitet als die Maschine. So kam er zu seinen berühmten „Arbeitsstudien“ und „Zeitstudien“, die nicht nur von einer außerordentlich scharfen Beobachtung der menschlichen Arbeitsverfä-  
 hrungen, sondern die darüber hinaus auch zum erstenmal auf die arbeitstechnischen Möglichkeiten hinwiesen, die im Menschen stecken. Vor Taylor hat jeder so gearbeitet, wie er es sich selbst und recht gelernt hat, oder auch wie er gerade wollte. Das Verdienst Taylors liegt darin, daß er überzeugend nachzuweisen vermochte, daß es eine Bestform der menschlichen Arbeitsweise gäbe, eine Bestform, die durch planmäßige Schulung und Anlernung zu erreichen ist. Die Schwachheit des Taylorismus oder, wenn man will, seine Fehler liegen darin, daß Taylor und noch mehr seine Nachfolger schließlich nicht mehr die Verform der Arbeit im Zusammenhang mit dem lebendigen Arbeitsmenschen sahen, sondern daß sie nur noch die Arbeitsverrichtung sahen und nur hier völlig vergaßen, daß die Arbeit nichts vom Menschen Losgelöstes ist, sondern aufs engste mit der Persönlichkeit zusammenhängt. Mit der Anerkennung der „Arbeitsfunktion“ war der erste Schritt zur Trennung von Arbeit und Mensch getan. Der Mensch war fortan nicht mehr als „Kaffee unter anderen Kaffee“.

Die Heroldsfakten unserer Betriebe erlebten dieses materialistische Erbsen nicht nur als eine

Steigerung der Arbeitsintensität, sondern sie erlebten es auch organisatorisch in der Form der „Menschenwirtschaft“. Nicht nur die Arbeit des einzelnen war in Funktion geordnet, sondern auch der ganze Betrieb.

Man hat einmal die Auswirkung des Taylor-Systems wie folgt beschrieben: „Der Betrieb war keine lebendige Gesamtheit mehr, sondern nur eine Summe von Funktionen, für deren reibungsloses Zusammenwirken ein hoch entwickeltes Spezialistentum aufgebracht wurde. Die Produktion klappte wohl, aber die Menschen waren nur funktionell daran beteiligt. So konnte es im hochentwickelten Taylor-Betrieb sehr wohl geschehen, daß ein Arbeiter beim „Zerounbeamten“ nur die rechtzeitige, dem „Kontrollmeister“ für die unangenehme Fertigstellung seiner Arbeit verantwortlich war. Der Antragsmeister unterwies in dem richtigen Gebrauch, der Werkzeugmeister in der sorgfältigen Behandlung der Werkzeuge, und der „Sicherheitsbeamte“ machte ihn für die vorsichtswidrige Anwendung der Schutzeinrichtungen verantwortlich. So hatte der Mann in der Stange, der mit der linken Hand die Sicherheitsperre, mit dem Fuß die Auslösung und mit der rechten Hand den Vorstoß bediente, schließlich mehr Vorgesichte als Körperstelle. Deutlicher als in dem hier gar nicht allzu überhöht dargestellten Funktionsmeisterplan des Taylorismus laßt sich der Weg zum „Fahrerprinzip“ kaum ausdrücken.“ (Zeitschrift „Arbeitsbildung“ 1934 Heft 1.)

## Unzufriedenheit der Arbeiter

Es blieb nicht aus, daß sich im Laufe der Jahre die Mängel dieses Systems immer stärker bemerkbar machten. Die Anwendungsziffer für die Schwachheit, also nur die Maschinen, wurden immer geringer. Auf der anderen Seite wuchs die berechnete Unzufriedenheit der „Belegschaft“. Die Arbeit war zur Ware geworden, sie war also genau so eine kaufliche Funktion wie die gut funktionierende Maschine. Es wäre aber falsch, die Unzufriedenheit der „Belegschaft“ einzig und allein auf das Misverhältnis von taglicher Arbeit und Lohn zu beziehen. Der Grund der Unzufriedenheit war viel tiefer, tiefer als es der tagesspolitische Streit, der Klassenkampf oder der Kampf der Gewerk-



schaffen ahnen ließ. Jeder Mann im Betriebe hat es, ohne es vielleicht aussprechen zu können, dumpf geahnt, daß die großkapitalistischen Arbeitsformen der Gerechtigkeit ermangelten. Dies ahnte aber nicht nur der Arbeiter, sondern auch alle die, die als Betriebsleiter und Ingenieure für die damalige Betriebsarbeit und ihre Organisation verantwortlich waren. Aber einen Ausweg aus diesem Dilemma fand niemand.

Man bemühte sich wohl, die Maschine oder das Werkzeug dem Menschen selbst anzupassen, aber man tat dies nicht um des Menschen willen, sondern nur deswegen, um aus der Zusammenarbeit „das Beste herauszuholen“. Dabei blieb man aber nicht stehen. Wer einsichtig war, sagte sich, daß die Leistungsfähigkeit des Arbeiters nicht nur von den mehr oder weniger leichten Bedienungsgriffen abhängt, die er während seiner Arbeit vorzunehmen hat. Infolgedessen bekümmerte man sich auch um das außerhalb betriebliche Leben des Arbeiters. Bezeichnenderweise tat man dies nicht ohne Nebenabsichten. Wenn dieses oder jenes große Werk oder diese oder jene Sache für ihre Arbeiterschaft eine Siedlung anlegte, dann geschah dies, um „die Leute ans Werk zu fesseln“; es geschah, um ihnen einen möglichst kurzen Arbeitsweg zu sichern; es geschah sogar hier und da recht oft aus dem Bedürfnis nach einer „patriarchalischen“ Befremung. Wir können es heute unumwunden aussprechen, daß die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit diese „Befremung“ stets abgelehnt hat. Mit vollem Recht wuterte sie dahinter mehr oder weniger ausgesprochene Abhürten, wenn nicht Schlimmeres. Alle diese Befremungen lassen sich damit kennzeichnen, daß sie über den Umweg über die „Seele“ des arbeitenden Menschen den Wirkungsgrad der Arbeit erhöhen wollten. Das heißt nichts anderes, als daß man zur Welt der Maschine keineswegs sich grundsätzlich anders einstellte, sondern daß man den Gegensatz zwischen Mensch und Maschine grundsätzlich bestehen ließ und ihn nur in seinen aller schlimmsten Auswirkungen ableg.

Woran lag das? Der Arbeit fehlte die Idee, und so hatte auch die Arbeiterschaft nichts, worum sie kämpfen konnte, und weil dem so war, mußte sie Notgedrungen alles unter dem Gesichtspunkt der persönlichen Verentrückung betrachten. Darin wurde sie noch durch das

Verhalten vieler Betriebsleiter, und vor allem vieler betrieblicher Unterleiter, bestärkt, die durch die Bank von dem Gedanken beherrscht waren, keinen Menschen mit eigenen Gedanken und Gefühlen vor sich zu haben, sondern mechanische, erkrankte und rationalisierte Arbeitskräfte, die nun ständig auf einmal Menschen waren. Hierin liegt der letzte Grund, warum sich die Arbeiterschaft den marxistischen Parteien in die Arme warf. Das Ideal des deutschen Arbeiters ist und bleibt der Sozialismus. An dieses Ideal glaubt er, und weil er daran glaubt, hält er daran fest. Daß er sich in so kurzer Zeit von den marxistischen Ideologien loslösen konnte, liegt daran, daß diese den Sozialismus nicht verwirklicht haben und auch nicht verwirklichen konnten. Die große Gefahr des Bolschewismus lag und liegt darin, daß er seinen Anhängern so etwas wie eine Scheinidee zu geben suchte. Wir müssen dem Schicksal dankbar sein, daß wir durch den Nationalsozialismus diese Gefahr bannen konnten: So konnte der deutsche Arbeiter, weil ihm der Führer eine echte Arbeitsidee gab, den freunden jüdisch-asiatischen Bolschewismus überwinden.

Wir haben die betrieblichen Zustände der Vergangenheit deswegen so ausführlich geschildert, um an ihnen den Gegensatz erkennen zu können, der durch die nationalsozialistische Arbeitsidee zwischen gestern und heute klafft.

## Weltanschauung und Betriebsgestaltung

Die Schulungsbriefe haben die nationalsozialistische Weltanschauung und vor allem ihren geistespolitischen Teil ausführlich behandelt. Wir möchten nun hier einmal die Auswirkung nationalsozialistischer Weltanschauung auf die Welt der Betriebe zeigen.

Wir beginnen diese Betrachtung mit einem Satz, den der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley immer wieder herausstellt: Der Betrieb ist ein Ganzes, der Betrieb ist eine in sich geschlossene Gemeinschaft. Hat man diesen Gedanken sich einmal richtig klargemacht, dann wird sich jeder, der als Betriebsleiter in der Arbeit steht, fragen: wie soll der ideale Betrieb aussehen, wenn alle die Schranken, die uns heute bewegen,



einmal praktische Form angenommen haben? Der richtige Betriebsmann wird antworten: der Betrieb ist dann in Ordnung, wenn er reibungslos läuft, wenn frohschaffende Menschen in ihm wirken und wenn gleichzeitig eine Höchstform an technischer und wirtschaftlicher Leistung vorhanden ist. Wenn wir uns aber unsere heutigen Betriebe daraufhin ansehen, wie weit sie schon diesem Idealbild des reibungslosen Ganges mit frohschaffenden Menschen nahekommen, dann müssen wir leider feststellen, daß wir oft genug von dieser Idealform noch sehr weit entfernt sind. Es gibt in der betrieblichen Arbeit Hemmungen, und eine unendliche Energie wird aufgewandt, um sie zu beseitigen. Es wird nicht Hand in Hand gearbeitet. Einer ist des andern Gegner. Große persönliche und sachliche Kraft geht verloren. Die inneren Spannungen und Hemmungen sind oft so groß, daß die Hälfte der aufgewandten Energie verloren geht, und wenn man die Menschen anschaut, ob sie nun schon mit Leib und Seele bei der Arbeit sind, dann muß man offen feststellen, daß ein großer Teil der Erfolgschance die innere Freude am Schaffen noch nicht gewonnen hat. Woran liegt das? Der eingeseulte Betriebsmann stellt fest, daß er alles getan hat, um die betriebliche Organisation auf der Höhe zu halten, um die Schwerarbeit den Maschinen aufzubürden. Trotzdem klappt der Laden nicht. Je technischer die Betriebe wurden, je rationaler wie die Arbeit zu ordnen versuchten, um so größer wurden die Reibungen und um so unfroher die schaffenden Menschen. Wir haben schon angedeutet, daß der betrieblichen Arbeit jedes Ideal gefehlt hat. Darum kamen auch die Menschen nicht aus dem Schatten heraus. Weil kein gemeinsames Ideal vorhanden war, worin man sich reslos einsehen konnte, so arbeitete jeder bestmöglich für sich, für das Fortkommen seiner Kinder oder auch für seinen Arbeitsplatz, damit er Arbeit und Brot bekommt. Da mußte erst der Mann kommen, der unser Auge vom Ich und den kleinen Betriebsgrenzen auf ein Höheres lenkte, wofür es sich lohnte, einmal nicht nur die Stunden zu messen und in die Lohnliste zu gucken, sondern anzupacken, weil geliegt werden muß. Das ist die politische Seite des Problems. Dazu kommt noch die praktische Seite

## Mensch und Maschine

Es genügt nicht, daß das Technische, das Organisations in Ordnung ist und alles andere nicht. Dies „Andere“ ist aber nach unserer festen Überzeugung das Wichtigste: es ist das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine innerhalb unserer Betriebe. Mit anderen Worten: das Wesentliche und Lebenswichtige sind nicht die Maschinen, die Betriebsorganisation und das Geld, sondern der wesentliche Teil unserer Betriebe ist der schaffende Mensch. Wir wissen heute, daß die Kunst, den schaffenden Menschen in das große Betriebsgeschehen richtig einzubauen, das Entscheidende ist.

Es ist unnötig, ja sogar naturwidrig, daß der Mensch unter die Maschine geraten muß. Es ist vielmehr so: wer die Maschine meißelt, dem dient sie und dem erleichtert sie die Arbeit und das Leben. Wer sie nicht zu führen und zu meistern versteht, ist ihr Knecht. Aber das gilt mit einer Einschränkung: keine Organisation, möge sie noch so fein ausgetüftelt sein, kein Wirtschaftssystem, möge es noch so gut erdacht sein, wird es jemals fertigbringen, die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Materie zu beseitigen. Solange der Mensch schafft und arbeitet, wird seine Arbeit immer ein Kampf sein. Bei diesem Kampf ist Härte und Schwere notwendig, und niemals wird die Arbeit durch technischen Fortschritt zum Spiel werden können, wie es uns die Marxisten haben vorleben wollen. Wohl können wir die schwere Arbeit von den Menschen weg auf die Maschine legen, und wir können die Arbeit durch kluge Überlegung leichter gestalten, wir können die ermüdende Arbeit den Apparaten aufbürden, aber den Kampf zwischen dem Menschen und der Materie, dieses unablässige Ringen, sich die Materie dienstbar zu machen, können wir niemals aus der Welt schaffen.

Was bedeutet dies für die Erfolgschance? Es bedeutet, daß sich in jedem Betrieb

## zwei Welten

einander gegenüberstehen, die miteinander eingehen: einmal die Welt der Sache, der Ma-



schne, der Organisation, und zum andern aber die Welt des Lebens, wo der Mensch zu Hause ist und wo er bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrubt, bald voll Haß, bald voll Liebe sein Leben lebt. Diese Welt des Lebens haben wir in unseren Betrieben bisher kaum gekannt. Sicher hat der gute Betriebsführer gemerkt, daß in der Brust des Mannes etwas vor sich geht, daß er keinen Stolz hat und daß er Ehrgeiz besitzt. Aber die Gesetzmäßigkeit dieser Welt des Lebens kennen wir noch nicht. Bei der Welt der Sache ist es anders. Hier herrscht die Gesetzmäßigkeit der Mathematik, der Physik und der Chemie, und zudem gibt es Taschenrechner, wo man die Formeln rasch nachschlagen kann. Aber niemals wird die Welt des Lebens durch Mathematik gemeistert werden, und hier gibt es auch keine Formeln, nach denen man sich ausrechnen kann, wie man es in diesem oder jenem Falle zu machen hat. Darum können wir uns nicht eingehend genug mit dem arbeitenden Menschen und dem, was in ihm vor sich, befassen.

## Kraftquellen der Arbeit

Nach meiner Erfahrung — sie deckt sich vielfach mit den Ergebnissen der einschlägigen Wissenschaft — gibt es drei große Kraftquellen, aus denen heraus das gesamte Tun, Denken und Handeln des deutschen Menschen bestimmt wird. Ich betone „*des deutschen Menschen*“ deswegen so stark, weil die Menschen, im Gegensatz zur Behauptung des Marxismus, in ihrer inneren Wesenhaftigkeit nicht alle gleich sind. Insbesondere ist auch die Auffassung der einzelnen Klassen gegenüber der Arbeit verschieden. Darum müssen wir grundsätzlich vom Fühlen und Denken derjenigen Menschen ausgehen, die in deutschen Betrieben zu Hause sind.

Was bestimmt nun das Fühlen, Denken und Handeln des deutschen arbeitenden Menschen? Das ist zunächst das *Kämpferische*. Dieses ununterwährende Sichauseinanderleben mit den Dingen, das nie den Weg des geringsten Widerstandes geht, sondern sich immer wieder durch kämpfen und durchsetzen muß. Aus diesem Sichdurchkämpfemüssen erwachsen dem Deutschen ungeahnte Kräfte. Man sehe sich nur den deutschen Arbeiter an! Wenn er eine Aufgabe hat,

die er versteht und begreift, dann setzt er sich damit auseinander. Er geht nicht darum herum, wie die Kacke mit dem heißen Brei. Man denke nur daran, wie schwer es unsern ergrauten Arbeitern und Angestellten fällt, sich zur wohlverdienten Ruhe zu setzen, nicht weil sie am Gelde hängen, sondern weil das Leben ohne Arbeit, das Leben ohne Kampf für sie kein Leben mehr ist.

Die zweite Grundanlage im deutschen Arbeiter ist das *Handwerkliche*, eine Kraft, die sich in allen Zeiten der deutschen Arbeitsgeschichte eifrig entfaltet hat. Wir können und müssen hier von einer Grundanlage sprechen, die dem deutschen Menschen besonders eigen ist. Das zeigt uns schon das spielende Kind, und das zeigt uns der angehende Lehrling, wenn wir ihn auf seine Eignung hin untersuchen. Dieses Handwerkliche ist ein überaus wertvoller Schatz an praktischer Intelligenz, Ausdauer und organisatorischer Begabung, den man nur durch eine geeignete Ausbildung zu heben braucht, um ihn lebendig zu machen. Es ist eine der schönsten Aufgaben innerhalb der Deutschen Arbeitsfront, dieses kostbare Erbgut zu pflegen und so zu fördern, daß es für die Volksgemeinschaft eingesetzt werden kann. (Es wird hier auf die Arbeit „*Kunst im Mittelalter*“ in vorliegendem Heft verwiesen; auch die mittelalterliche Kunst war oft das Erzeugnis hochster handwerklicher Begabung.)

Zur kämpferischen und handwerklichen Grundanlage im deutschen Menschen tritt noch das *Denkerische und Erfinderische*: es ist ein fantasievolles Denken, das in jedem unserer gesunden Arbeiter steckt. Sie wollen wissen, was sie wirken und wofür sie wirken, sie wollen Zweck und Ziel ihrer Arbeit kennen. Darum hat auch fast jeder Arbeiter seine eigenen „*Patente*“, wonach er arbeitet, Arbeitsverfahren, die er sich selbst ausgedacht hat und die er schöpferisch weiterbildet. Wir erinnern daran, daß ein Mann wie *Bech*, ein einfacher Mechaniker, der Welt das Automobil geliefert hat, und wir können mit Recht sagen, daß die Erde anders aussähe, wenn wir keine Kraftwagen hätten.

Unsere Betriebsverhältnisse sind sich bewußt, daß diese kämpferischen, handwerklichen und denkerischen Grundkräfte in ihnen lebendig sind,



und darum fordern sie mit Recht, daß man diese ihre Kräfte innerhalb der Arbeit beruht. Welche Folgerungen haben wir daraus zu ziehen? Wir müssen alles in Ordnung bringen, was den Menschen hindert, die ihm eigenen Arbeitskräfte zu entwickeln und einzusetzen. Wir müssen also darangehen, eine falsche Organisation, ungerechte Entlohnung und falsche Behandlung radikal auszumerzen. Vor allem müssen wir die fremden Arbeitsmethoden in unseren Betrieben beseitigen. Wenn amerikanische Betriebswissenschaftler der Ansicht sind, der Betrieb bestehe aus einer Menge von „Factoren“, aus dem Faktor Maschine, aus dem Faktor Werkzeug, aus dem Faktor Organisation und schließlich auch aus dem Faktor Mensch, dann wird jeder deutsche Arbeiter aus seinem deutschen Denken und Fühlen heraus diese Ansicht für grundfalsch halten. Wir haben die Betriebsarbeit vom Menschen her zu gestalten und nicht von der Maschine her. Es ist dem einzelnen Gefolgsmann vollkommen gleichgültig, von welcher betriebswissenschaftlichen Theorie her der Vorrang des Menschen gegenüber der Maschine gesichert wird. Er will in seinem Betrieb sehen, daß praktischer Nationalsozialismus getrieben wird, der ihn in den Mittelpunkt des betrieblichen Geschehens stellt.

Jeder Blick in die Betriebe zeigt, daß Höchstleistungen nur dann erzielt werden, wenn die arbeitenden Menschen ihre Kräfte spielen lassen, wenn ihnen ein Ziel gesetzt ist, worum es sich lohnt zu kämpfen. Nicht das Zeitverbringen, sondern das Kampfen liegt uns im Blute. Hierin liegt auch die Bedeutung des Reichsbewegungswettkampfes, den wir im Laufe der Zeit auch auf die Erwachsenen übertragen und auf die gesamte Arbeiterchaft ausdehnen müssen. Wenn dann die Werke und die Gefolgshäfen an die Siegespalme ringen, dann wird es sich erweisen, wer für Deutschland das Beste leistet. Gerade weil der deutsche Arbeiter von Natur aus Soldat und Kämpfer ist, hat er ein wunderbar feines Gefühl für Einordnung und Unterordnung. Es braucht nur einer zu kommen, der unsern Volke imponiert, dann wird aus der „Masse“ wie mit einem Schläge

ein geordnetes Ganzes. Alles läßt sich dann auch willig in große Gliederungen einordnen, und jeder weiß den Platz, an dem er einzuschwenken hat. Wenn erst eine Ordnung, vor allem eine politische Ordnung, geschaffen ist, dann findet auch im Betriebe jeder den Platz, wo er hingehört.

## Der Betriebsführer

Gerade weil unsere Arbeiter Kämpfer sind, stellen sie ganz bestimmte Forderungen an den Betriebsführer.

Der Führer muß Vorbild sein! Vielfach ist es noch so, daß man dadurch die Pünktlichkeit zu erreichen versucht, indem man Geldstrafen androht. Es ist natürlich Unsinn, jemanden durch Angst zur Pünktlichkeit zu zwingen. Wohl aber entspricht es der deutschen Art, wenn der Betriebsführer morgens der erste und abends der letzte ist. Wenn ein Betriebsführer innerlich nicht sauber ist, wenn er beispielsweise Gefolgsmann zu Privatzweden heranzieht, indem er sie Teppiche auskleiden oder in seinem Garten Arbeiten verrichten läßt, dann verliert er gegen seine Führerpflicht, und er kann auch nicht verlangen, daß die Leute im Betriebe treu sind.

Es entspricht ganz dem Soldatischen im deutschen Arbeiter, wenn er von seinem Betriebsführer Kaltblütigkeit, persönlichen Mut, Entschlossenheit und Selbstbeherrschung verlangt. Durch Brüllen hat noch niemand imponiert. Die Gefolgshäfen achten auf Verhalten, ob ihre „Vorgesetzten“ Führer sind oder nicht. Das ist ja der Kernpunkt des Gelebes zur Ordnung der nationalen Arbeit, daß in der Betriebsführung die Tüchtigkeit und Lauterkeit, und nicht die Herrlichkeit gelten soll, und darüber hinaus das Gefühl der Ehre, der Treue und der Pflichterfüllung. Darum entspricht auch dieses Gelebe unserer deutschen Art. Natürlich kann nicht verlangt werden, daß nun der Betriebsführer eines großen Wertes jeden morgen am Tor steht, damit ihn dort alle sehen können. Aber wenigstens einmal in der Woche muß er zeigen, daß auch er ein Teil des großen Ganzen ist. Es gibt Dinge, wo man keinen Vertreter haben kann. Darum lautet die erste Forderung: vor-machen und vorleben, auf das „Was“ kommt es an.



Die zweite Forderung lautet **Sei gerecht!** Man muß sich immer vor Augen halten, daß die deutschen Arbeiter Soldaten mit Ehrgefühl, Pflicht und Treue sind. Sie können alles vertragen, sie können harte Arbeit ertragen, sie können schwere Lasten auf sich nehmen, aber Ungerechtigkeit ertragen sie nicht. Man kann ruhig behaupten, daß ein großer Teil der Lohnkämpfe zur Zeit des Systems nicht um fünf Pfennige Stundenlohn ausgetragen worden sind, sondern um den Grundsatz der Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit ist das Wichtigste im Betrieb. Aber eins setzt sie voraus: wer gerecht sein will, muß hart sein sein. Wir kennen alle jene schwankenden Gestalten, die es allen recht machen wollen, jene Weichgluternaturen, die im Grunde ungerecht sind, weil sie dem einen etwas geben, was sie dem anderen nicht geben können. Darum muß man wenig versprechen, aber was man verspricht, muß man unbedingt halten. Deshalb muß man den als richtig erkannten Weg zu Ende gehen, auch wenn man einmal ein paar Nervenlagen zerdrückt.

## Die Lohnfrage

Eine ganz gewaltige Rolle spielt die Frage des Lohnes; auch sie gehört zum Kapitel „Gerechtigkeiten“. Es handelt sich dabei gar nicht so sehr um die Höhe des Lohnes, als vielmehr darum, daß derjenige, der Lohn erhält, das Gefühl bekommt, daß er gerecht entlohnt ist. Denn darin besteht die Lohngerechtigkeit, daß jeder das erhält, worauf er gerechterweise einen Anspruch hat. Diesen Anspruch will man erfüllt sehen, und darnach will man auch einen Lohn, der den Menschen innerlich befriedigt. Eine solche innere Befriedigung gewährleistet nach unserer Überzeugung nur der auf die Leistung aufgebaute Lohn. Aber neben diesem gibt es noch einen anderen Lohn, auf den vorwiegend der Reichsorganisationsleiter Dr. Leh hingewiesen hat, einen Lohn, der gar nicht in Geld ausgerechnet ist. Das ist der Lohn, der in der Anerkennung liegt. Wenn jemand eine Lohn- oder Gehaltserhöhung erhält, so bekommt er natürlich zunächst einmal die Geldsumme, aber viel stärker ist in ihm das Bewußtsein, daß seine Leistung anerkannt wird.

In diesem Gefühl der eigenen Wertigkeit liegt ein großer Teil des Lohnes; man soll nicht glauben, daß eine solche Haltung gegenüber dem Lohn sich auf wenige Bevölkerungstrennen beschränkt. Gerade der Arbeiter hat ein überaus feines Empfinden dafür, wie er seinen Lohn erhält, und von wem er ihn bekommt. Es handelt sich nicht darum, ob jemand mehr bekommt; auch hier liegt die Frage im „Wie“, und im „Wie“ liegt die Wertigkeit. Die Gefolgschaft muß das Gefühl haben, daß sie nicht etwas ist, was heute hier und morgen da ist, sondern daß sie zum Werke gehört. Auch darin liegt eine Entlohnung, die man nicht hoch genug einschätzen kann.

## Gerechte Behandlung

Damit sind wir bei der sogenannten „Behandlung“. Der Gefolgschaftsmann will nicht „gut“ oder „schlecht“ behandelt sein, sondern er will gerecht behandelt sein. Er will so behandelt sein, wie der Betriebsführer auch sich selber behandelt oder von seinen Vorgesetzten behandelt werden möchte. Solche soldatische Auffassung ist die starke Triebkraft in unserem schaffenden Menschen. Die Betriebe werden nur dann reibungslos arbeiten, wenn der Grundsatz der Gerechtigkeit zum obersten Gesetz erhoben ist.

Die dritte Forderung, die die Gefolgschaft an den Betriebsführer stellt, heißt: **Sei ein Helfer!** Helfer sein ist etwas Schönes und Großes, das sich himmelweit von dem unterscheidet, was wir heute in unseren Betrieben zuweilen finden. Es gibt Betriebsführer, namentlich in kleinen Betrieben, die Auspöcker, Antreiber, Termingänger sind oder wie sie sonst noch heißen. Die Gefolgschaft merkt es sofort, ob der Betriebsführer seinen Betrieb sachlich und technisch oder mit dem Vermögen beherrscht. Sie erwartet von ihm persönliche Hilfe. Das Helfen geht aber noch viel weiter: der Betriebsführer muß vorausdenken und vorausplanen; er muß umsichtig sein und das Betriebsganze, vor allem die Menschen, überschauen. Der Betriebsführer mit seinen Untergebenen muß das Gefühl haben, daß man ihm vertraut, und die Gefolgschaft muß fühlen, daß diese Männer ihres Vertrauens wert sind.



## DAF-Ingenieur-Stoßtrupp

In diesem Zusammenhang möchten wir noch auf eine besondere Möglichkeit werktätiger Hilfe eingehen, die durch den Nationalsozialismus möglich geworden ist. Es gibt hier und da Betriebe, die in irgendeiner Beziehung nicht in Ordnung sind. Meistens handelt es sich um solche Betriebe, die aus irgendeinem Grunde notleidend geworden sind, sei es, weil die Nachwirkungen der Wirtschaftskrise noch nicht überwunden sind, sei es, weil die militärischen Verluste sich ins Unabsehbare zurückgezogen haben, oder die Qualität zum Abfall auf dem Weltmarkt nicht ausreicht, oder der Ausschuß zu hoch ist, oder wegen der Rohstofffrage eine Gesamtumstellung erforderlich ist. Die Folge davon ist meistens, daß entweder eine größere Anzahl von Gefolgschaftsmitgliedern entlassen werden soll, oder daß man beabsichtigt, die Löhne herabzusetzen. Wenn so etwas vorkommt, greift meistens der *Treuhand* ein, und zwar entweder, indem er von der Gefolgschaft angerufen wird oder auch von der Werkleitung. In solchen Fällen will sich der Treuhänder einen Überblick über die Einrichtungen und das Funktionieren des Betriebes verschaffen, um zu einem klaren Urteil zu kommen. Es besteht heute die Möglichkeit, daß entweder der Treuhänder oder auf sein oder der Werkleitung Anforderung hin sich an das Amt für Arbeitsführung und Berufserziehung in der DAF wendet. In diesem Amt besteht eine besondere Abteilung „*Bestallung*“, die in der Lage ist, genaueste Betriebsuntersuchungen vorzunehmen und Verbesserungsvorschläge zu machen. Fast in jedem Falle konnte die Lage der Gefolgschaft und auch des Werkes durch eine solche Betriebsuntersuchung bzw. Betriebsgestaltung wesentlich gebessert werden. Gewöhnlich geht dies so vor sich, daß das Amt einen Ingenieur-Stoßtrupp in den betreffenden Betrieb schickt, der zunächst die Aufgabe hat, eine regelrechte Bestandsaufnahme der gesamten betrieblichen Arbeit vorzunehmen. Er kommt dann sehr rasch in die Lage, sich ein Urteil zu bilden, wo der Hebel angebracht werden kann. Mit anderen Worten, der Untersuchungs-trupp macht auf Grund der Prüfungsergebnisse genau formulierte Vorschläge, sei es in bezug auf die Verbesserung der Organisation, des

Warenflusses, der Produktion, der Lohnberechnung, der Arbeitsverfahren und Arbeitsweisen, und nicht zuletzt der Schulung des Nachwuchses, der Auslernung bzw. der erforderlich gewordenen Umschulung der Gefolgschaft.

Wenn ein solcher Stoßtrupp von Ingenieuren in einen Betrieb kommt, dann wendet er sich gewöhnlich zunächst an den *Vertrauensrat* und gibt ihm Aufklärungen darüber, welche Aufgaben der Trupp im Betriebe zu erfüllen hat. Man ganz klar zu sein: es kommt alles darauf an, daß der Trupp das Vertrauen der Werkleitung und der Gefolgschaft gewinnt. Nur dann ist ein erfolgreiches und gedeihliches Zusammenwirken möglich und nur dann kann dem Werk und der Gefolgschaft wirksam geholfen werden. Wenn also beispielsweise der Trupp im Verlaufe seiner Untersuchungen die Arbeitsverfahren festzustellen sucht, wenn er Zeitstudien vornimmt, dann geschieht dies in keinem Fall, um die Gefolgschaft irgendwie zu schädigen. Es ist durchaus verständlich, wenn der eine oder andere in der Gefolgschaft auf Grund früherer schlechter Erfahrung, die mit sogenannten „Organisatoren“ gemacht wurden, dem Trupp zunächst Mißtrauen entgegenbringt. Man wird aber bald merken, daß der Trupp mit aller Kraft bemüht ist, die Gefolgschaft durch gegenseitige Aussprachen aufzuklären und ihr den Sinn seiner Arbeit klarzumachen. Der Ingenieurtrupp arbeitet nicht mit der Werkleitung gegen die Belange der Gefolgschaft oder einseitig mit der Gefolgschaft gegen die Werkleitung, sondern er arbeitet für das Werk Ganze, damit möglichst viele Arbeitskameraden Bestand und Auskommen haben können.

Es versteht sich von selbst, daß der Trupp nach den neuesten arbeitswissenschaftlichen und betriebswissenschaftlichen Erkenntnissen vorgeht

## Betriebsgestaltung einst und heute

Aber, das muß mit allem Nachdruck gesagt werden, diese arbeitswissenschaftlichen Erkenntnisse unterscheiden sich grundsätzlich von denen der liberalistischen Zeit. Diese gingen einzig und allein von den Maschinen, von der Organisation, von den Arbeitsverfahren aus, während der



arbeitende Mensch dabei fast ganz außer acht gelassen wurde. Die nationalsozialistische Betriebsgestaltung dagegen geht vom Gedanken aus, daß der arbeitende Mensch im Mittelpunkt des Betriebsgeschehens zu stehen hat, daß er also grundlegend und tatsächlich den Vorrang vor der Sachwelt, das heißt der Welt der Maschinen und der Organisationen besitzt. Wenn der Trupp also beispielsweise Eignungsprüfungen vornimmt, dann tut er das nicht, um aus der Gefolgschaft die Besten und Geschicktesten auszuwählen, sondern er tut es, um durch die Eignungsprüfung den richtigen Mann an den richtigen Platz zu bringen. Wenn er Arbeitsbestverfahren ermittelt, dann geschieht dies nicht, um die Gefolgschaft bis zum letzten auszubenten, sondern es geschieht deshalb, um jeden einzelnen durch Schulung in die Lage zu versetzen, durch sein Können Werkzeuge und Maschinen zu beherrschen und damit sich um seinem Wert weiterzuhelfen. Wenn der Trupp das Organisatorische verbessert, dann geschieht dies nicht um des Organisatorischen willen, sondern um die Arbeitsbedingungen des Betriebs auf die Höhe zu bringen und den Menschen in seiner Arbeit freizumachen.

Eine solche Betriebsgestaltung unterscheidet sich grundlegend vom Taylorismus oder ähnlichen Systemen. Gefolgschaft, Werkleitung und Betriebsgestaltung arbeiten in einer Linie und haben ein gemeinsames Ziel: die Verwirklichung der nationalsozialistischen Arbeitsidee im unteren Betriebe. Darum müssen alle Teile Vertrauen ineinander haben und dürfen nicht gegeneinander arbeiten, wie man es als Erbe aus einer anderen Zeit leider noch hier und da findet. Und wenn die eine oder andere Maßnahme einem Gefolgschaftsmitglied unverkännlich sein sollte, dann braucht er nicht gleich die unmöglichsten Beschuldigungen für sich selbst oder seine Kameraden zu hegen. Das Amt für Arbeitsführung und Berufserziehung will mit den Mitteln und Erkenntnissen, worüber es verfügt, treuhänderisch helfen.

Die Treuhänder und andere Stellen der Partei und der DAF können also den Firmen empfehlen, ihre Betriebe durch das Amt für Arbeitsführung und Berufserziehung unterstützen zu lassen. Selbstverständlich geschieht dies von Seiten der Betriebe freiwillig. Die

bisherigen Untersuchungen sind durchweg gut verlaufen, und auch das Zusammenarbeiten mit dem Vertrauensrat war gut, weil er die Notwendigkeit eingesehen hatte. In ähnlicher Weise werden die Betriebsführer unterrichtet. Die Gefolgschaftsmitglieder erfahren alles Nähere von ihrem Vertrauensrat. Schon während der Untersuchung halten einzelne Mitglieder des Trupps vor der versammelten Gefolgschaft oder den einzelnen Betriebsabteilungen aufklärende Vorträge. Der Ausleiter berichtet dann gewöhnlich vor dem gesamten Werk am Schluß der Untersuchung. Man kann feststellen, daß die Zusammenarbeit mit der Gefolgschaft und der Werkleitung in gegenseitigem Vertrauen verlief, besonders dann, wenn es sich um Lohnstreitigkeiten handelt. Das Amt ging in solchen Fällen gewöhnlich so vor, daß zuerst die Schwierigkeiten des Betriebes aus dem Wege geräumt wurden; erst dann wurden die Lohnfragen behandelt. Diesen Weg haben die meisten Gefolgschaftsmitglieder als richtig anerkannt, er wurde aber auch von den Vertrauensräten gutgeheißen und genehmigt. Gleichzeitig werden bei den Untersuchungen die Orts- und Kreisverwaltungen, die Reichsbetriebsgemeinschaften und die Orts- und Kreisbetriebsgemeinschaftswalter sowie die Gaubetriebsgemeinschaftswalter verhandelt. Hier liegt eine einzigartige und schwierige Aufgabe, die nur dadurch angefaßt werden konnte, daß wir seit zehn Jahren steter Fortschaffung Methoden an Hand haben, sie zu lösen.

## Betriebsführer und Gefolgschaft

Von der Gefolgschaft aus gesehen ist einer der wichtigsten Punkte das Verhältnis zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft. Der Betriebsführer darf nie vergessen, daß er vor seiner Gefolgschaft ein Stuhl Nationalsozialismus zu verwirklichen hat. Wir möchten hier nicht auf die Einzelheiten beim Umgang zwischen Führer und Gefolgschaft eingehen. Desse mehr sei betont, daß alle Sorge und Fürsorge gegenüber der Gefolgschaft nicht aus einer patriarchalischen oder selbstlückigen „Herablassung“ heraus zu erwachsen hat, sondern sie muß aus der Führerverpflichtung



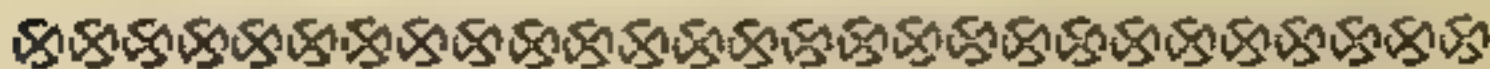
heraus kommen. Der Betriebsführer, der seiner Aufgabe gerecht werden will, muß und kann sich ihm verpflichtet, für meine Gefolgschaft zu sorgen, weil sie mir anvertraut ist. Die Gefolgschaft verlangt mit Recht von ihrem Betriebsführer, daß er ein Vorbild sei. Sie stellt mit Recht hohe Ansprüche an sein Ehrenhaftigkeitsgefühl und sie verlangt mit dem gleichen Recht, daß sie in jeder Lage auf seine persönliche Hilfe rechnen kann. Aber fast noch wichtiger als diese drei Forderungen ist für die Gefolgschaft, daß der Betriebsführer ihr ein Kraftquell ist, das heißt, daß er die Fähigkeit hat, von seiner Kraft und seiner inneren Festigkeit seiner Gefolgschaft etwas abzugeben, daß er in der Lage ist, einen Menschen in seiner Mühseligkeit aufzurichten, daß er ihm also das gibt, was der kämpferische deutsche Arbeiter zu seinem Lebenskampf braucht. Die Gefolgschaft verlangt einen Mann, der in der Lage ist, im wahren Sinne des Wortes zu führen, einen Mann also, der ruhig und sachlich ist, der frisch und spannkraftig in den Betrieb kommt, der für jede Frage eine Antwort hat. Die Kraft einer solchen Führernatur wird hundert- und tausendfach in der Gefolgschaft weiterwirken. Dafür hat der Betriebsführer das Recht, von der Gefolgschaft Treue, Anhänglichkeit und Glaubhaftigkeit zu fordern. Weil der einzelne oft dazu neigt, im Betriebsführer Fehler zu entdecken, ist diesem vom ADP. der Vertrauensrat als Schirm und Schutz beigegeben, damit die gegenseitige Atmosphäre der Sauberkeit erhalten bleibt. Aber der Führer im Betrieb muß auch das nötige Fingerippengefühl haben. Wer sich allzuviel in den Schreibstübchen aufhält, verliert allmählich seinen „Instinkt“. Wer mit seiner Gefolgschaft in lebendiger Verbindung bleiben will, der muß sich viel und oft unter ihr aufhalten. Nur wer sich dort wohl fühlt, ist der rechte und auch der beste Führer. Denn er holt sich aus seinen Gefolgschaftsleuten im Wechselspiel der Kräfte neue Kraft. Man hat oft danach gefragt, ob man diesen Instinkt und diese Führerverpflichtung lernen könne. Wer sind aber der Überzeugung, daß sich lediglich die sogenannte „Führerkunst“ erlernen läßt, das heißt die Kunst, zwischen der betrieblichen

Bedingtheit und der menschlichen Eigengesetzlichkeit einen Ausgleich zu finden. Aber alles andere muß man im Blute haben. Das Führer- und Betriebsführeramt läßt sich lehren, und das Amt für Arbeitsführung hat daher auch in Breslau, Stuttgart, Düsseldorf und in Volkshochschulen Schulen für Betriebsführer gehalten.



Wir können am Schluß das, was wir gesagt haben, in zwei knappe Worte zusammenfassen: alle organische Betriebsgestaltung hat nur einen Zweck: sie soll unsere Gefolgschaft führbar machen und sie soll jeden arbeitenden Menschen in seiner Arbeit und durch seine Arbeit wehrhaft machen. Mit anderen Worten: wir wollen mit der organischen Betriebsgestaltung so etwas wie einen Rahmen bauen, damit sich dieser führbare und wehrhafte Mann in seiner Arbeit wohl fühlt. Zugleich aber, und das ist die Hauptsache, soll er sich bewußt werden, daß über den Betrieb noch etwas Höheres steht, nämlich Volk und Nation, für die wir uns einsetzen haben.

Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß die Gefolgschaft hinter allen betrieblichen Maßnahmen der neue nationalsozialistische Arbeitsidee steht. Es ist vollkommen zwecklos, ihr blasse Theorien vorzutragen. Dr. Ley hat einmal vom Durchbruch der sozialen Ehre gesprochen. Weil wir heute wieder eine gemeinsame Arbeitsehre haben, kann sich die Gefolgschaft viel positiver zu allen betrieblichen Fragen einstellen, als es jemals der Fall war. Je enger die Verbindung zwischen der Gefolgschaft und dem Betriebsführer wird, je größer das gegenseitige Vertrauen und je überzeugter das gegenseitige Handeln-Handgehen, um so größer ist der Erfolg für unsere Wirtschaft, die nichts anderes ist als ein Werkzeug der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung der deutschen Nation.







Paulinzella (um 1300)

Aufg. 1. Ch. Slange, Staatl. Kunstschule Weimar





Deutsches Fachwerkhaus  
(Fritzlar, 16. Jahrh.)  
mit Beibehaltung  
germanischen Formenschatzes  
Aufbau Staatl. Kunsthochschule, Weimar



## Fragekasten

H. E. — Frankfurt a. M.

Du sehest an Deutschlands Zukunft glauben,  
an keines Volkes Aufrichtern.  
ach wie es sich in dir noch ranken,  
trotz allem, allem, was es in  
Ihre Handen stellt! Du se, als bringe  
von dir und deinem Zug allem  
das Schicksal ab der deutschen Dasei  
und die Verantwortung wäre dein.

Dieses Buch ist erschienen im Verlag Berliung in  
Offenbach als Nr. 6 der „Deutschen Wandspinnas“. Der  
Verlag hat sich an den Deutschen hatte  
vertragen, daß Johann Gottlieb Fichte als Ver-  
fasser angegeben wird. Wie der Verlag Berliung an-  
tezt, ist das zu Wien 1822 erschienene Gedicht eine  
Arbeit des Münchener Dichters Albert Maffion  
(1855 - 1924). Weil ein Fälscher - ein Dichter  
verarbeitet worden war, erhielt das Gedicht die ge-  
nannte Überschrift. Auch im neuen Reichsschulleich-  
buch für die Volksschulen (5. und 6. Schuljahr) wird Fichte  
als Verfasser genannt. Der wirkliche Dichter, Albert  
Maffion, ist auch Verfasser der 4. Strophe des  
Denkmalgedichtes.

E D, Number 4, 26.

Darf bei der Entreichung einer Bewerbung ein n. ständ. ge. Behördenstelle Nachfragen stellen nach der Kon- fession und dem Familienstand des Bewerbers?

In einem Erlaß an die Landesregierungen, Kommunalverwaltungen, Gemeinden und Gemeindevorstände stellt der Reichsminister fest, daß an der Bewerber Voraussetzungen gestellt werden, die der heutigen Zeit nicht mehr entsprechen, z. B. daß der Bewerber ledig sei, daß er einer bestimmten Konfession angehören müsse usw. Der Reichsminister bittet darum, daß solche Anforderungen an Bewerber um Amtestellen nicht mehr gestellt werden, wenn nicht ein ganz besonders zwingender Grund dafür vorliegt. (Zentr.-Archiv v. J. 4. 36.)

H. S. - Berlin:

ist eine Überbevölkerung auf der Erde zu befürchten?

In dieser Frage hätten Ihnen die Ausführungen von Dr. Friedrich Wargborfer in der Schriftenreihe des Reichsministeriums für Volksgesundheit erhellend Auskunft geben. Dr. Wargborfer ist

Der Herr hat zu ein Spalt der Anzahl der Bevölkerung offenhalten in der bevölkerungsreichen Literatur, und sie hat unter dem Eindruck der Mangelarbeitslosigkeit in den letzten Jahren neuen Auftrieb erhalten. Malthus ging in seinem bekannten Essay (1798) ~~aus~~ <sup>aus</sup> von der Annahme aus, daß die Menschen, hemmungslos ihrem Naturtrieb folgend, sich schneller (er meinte in geometrischer Progression) vermehren als der Nahrungsraum, der sich ihrer Anstalt nach nur in arithmetischer Progression erweitern ließe. Daraus würde sich ununterbrochen im Laufe der Zeit eine unerträgliche Übervölkerung der Erde ergeben. Wenn sich die Menschen tatsächlich blühten ihrem Naturtrieb folgend vermehren würden, ließe sich dem Weltuntergang (Neben seine logische Folgerung) nicht ablehnen. Zufälligerweise aber war das Jahrhundert, das auf Malthus folgte, im ganzen gesehen, ein einjähriger Beweis gegen seine Theorie.

Niemals ist die Bevölkerung rascher gewachsen als im 19. Jahrhundert, und niemals zuvor hat der Lebensraum der

Erde durch die Fortschritte der Wissen-  
schaft und Technik, durch die Fort-  
schritte der landwirtschaftlichen und  
gewerblichen Produktion und durch die  
Verbesserung des Verkehrs eine stär-  
kere Ausbreitung erfahren als eben zu  
diesem 19. und 20. Jahrhundert. Es kann  
keinem Zweifel unterliegen, daß die 500 Millionen  
Europäer, die es um das Jahr 1800 gab, um die rund  
2000 Millionen Erdbewohner, die es heute gibt, leben  
— im ganzen betrachtet — gewissens ebenfalls besser  
als ihre 600 Millionen Vorfahren, die es um das  
Jahr 1800 auf der Erde gab.

Und noch sind weite Räume auf der Erde überhaupt nicht, andere noch kaum besetzt. So macht das riesige weite in Kanada das landwirtschaftliche Areal aus 71% in Australien 10% der Fläche aus und die in Deutschland rund 1% in Europa bilden sich 5% davon in Asien 23, in Amerika und Afrika je 5, in Australien noch nicht 1 und im Weltanbaugebiet aller Erdfrüchte 13 auf den Quadratkilometer.

Nach den oben künftigen Zustand der Lebens-Verhältnisse werden sich die Bedürfnisse und Lebensverhältnisse ändern. Es ist daher zu erwarten, dass die Bedürfnisse der Menschen in der Zukunft sich ändern werden. Es ist daher zu erwarten, dass die Bedürfnisse der Menschen in der Zukunft sich ändern werden.

Selbst wenn man annehmen wollte, daß die Erbevölkerung weiter in dem Maße zunehmen würde wie im letzten Jahrzehnt, so würde sich die Menschheit in rund 110 Jahren verheereln, und es würde immerhin noch etwa 300 Jahre dauern, bis die schon nach dreihundertigen Stand der Agrartechnik mögliche Höchstzahl von 10 Milliarden Erdbewohnern erreicht wäre.

Man importierte neuerdings das Edelsteingrubengestein von der drohenden Erdbeerbewegung ausgehend aus Amerika, dem Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten, der nur wenig dicker bedeckt ist als Australien und in dem — ebenso wie in Afrika — (nearly 5 Millionen auf ein Quadratmeter) (gegen rund 50 in Europa). Der Amerikaner New glaubt prophesien zu können, daß in wenigen Jahrzehnten die Erde von allen freien Menschen nur noch Europa — South America only — zu bieten vermag.

Alle die kühnsten Voraussetzungen über eine son-  
nende Erleuchtung geben von dem heutigen Stand  
der Ackerbautechnik aus. Heute trägt und ernährt die  
Erde rund 2 Milliarden Menschen. Legt man aber  
die heute bekannte höchste schätzbare Ernte der Acker-  
kultur nämlich Hartweizen in gebräuteter Zeit an,  
zugrunde, so würde sich eine höchstmögliche Erntepöste-  
lung von 200 Milliarden Menschen ergeben, und stellt  
man weiter in Rechnung, daß das, was heute als Ma-  
ximam an Bodenertrag gilt, in einigen hundert Jahren  
überholt sein dürfte, so kann man sich noch nicht über  
weniger optimistischer Einstellung – auch noch in Bezug  
auf Ergebnisse kommen. Ob es sich aber um eine  
höhere oder eine tieferen Zahl handelt, ist eine andere Frage. Aber es ist  
nicht zu bezweifeln, daß diese Frage heute schon den Vor-  
sitz der Menschheit in Anspruch nimmt. Wir können ihre Lösung ruhig der Gene-  
ration überlassen, die ein Jahrtausend nach uns leben  
wird und die doch auch noch Stoff für neugierige  
Nachforschungen über die Zukunft der Menschheit  
haben wird.

Von einer Uebersättigung der Erde an Leben selbst zu sprechen und es abzuheben ist sehr schwer. Bei der Nahrung. Noch immer gilt das Wort „Raum für alle“ hat die Erde, und es wird auch weiter seine Geltung behalten, solange der schaffende Menschengeist — dem es um ein Percent pro lebtem Jahre zu nennen, gelungen ist, den Menschen auf der Luft zu heben, um damit aus altem Brode noch Brod zu schaffen, als



er fruchtbar frug — es verflucht, die Kräfte der Natur sich dienlich zu machen. Gerade das ist der Segen einer starken und gesunden Waffenerhebung, daß sie den Menschen anstatt alle Kräfte zu zehren, hier liegt die mächtigste Frucht der besten Fortschritt, sowohl auf dem Fleck der materiellen wie der geistigen Kultur.

Steht dennoch eine Überbevölkerung der Erde in menschlich absehbarer Zeit nicht zu erwarten, so ist doch außerordentlich nicht zu bestreiten, daß tatsächlich da und dort ein Mißverhältnis zwischen „Welt“ und „Raum“ besteht. Aber dieses Mißverhältnis sollte man nicht eigentlich Überbevölkerung nennen, denn es beruht nicht auf einer ungesunden Überbevölkerung der Menschen an einzelnen wenigen Punkten, während anderwärts ungeheure Räume wenig oder gar nicht bevölkert sind. Es ist vor allem das Problem der Verschärfung der Bevölkerung, das übrigens nicht nur in Deutsch-

land und in Europa, sondern auch in den dünnbesiedelten Kontinenten Amerika und Australien besteht. Es handelt sich um eine ungesunde Verteilung der Menschen innerhalb des vorhandenen Raumes. Es ist von diesem Standpunkt vor allem auch nicht berechtigt, auf die Menschenfülle, welche in den Großstädten zusammenhängt und dort zur Entstehung von Massenelend, zur Überfüllung einzelner Berufe, zur Massenarbeitslosigkeit usw. usw., ohne weiteres auf eine Überbevölkerung des gesamten Landes zu schließen. Ist doch die Menschenfülle der Großstädte nicht so sehr eben überhaupt nicht dem natürlichen Wachstum der Stadtbevölkerung zu verdanken, sondern der Zuwanderung vom Lande, und die Zuwanderung vom Lande in die Städte nimmt vielfach Abnahme an, die geradezu zur Verödung des ländlichen Landes führen. Also hier Menschenüberfluß, dort Menschenmangel.

## Das deutsche Buch

Hans Fuchs:

„Lobn, Ein Weg um Eber“

176 Seiten. Preis kart. RM 1,80, Leinen RM 2,80. Deutscher Verlagsanstalt M.H., Hamburg 1936.

Man wenige kennen den heldischen Weg des Reserveoffiziers der Reichsmarine, Karl Hans Fuchs, der am 6. November 1914 im Tower in London nach dem Versuch des englischen Kreuzerbootes ertrunken wurde. Nicht als Eryon, sondern ehrenvoll als deutscher Offizier dessen letztes Erlebnis Dismalgründe aus englischer Hand und der anerkannte Heldenkrieger seines deutschen Wachstums war. Ein acht frontenmächtiger deutscher Mann geht seinen eigenen Weg, um mit dem bewährten Einsatz des Lebens seiner Nation wichtige Dienste auf verlorenem Posten zu leisten. Was es zu leisten gilt, was der mutige Einsatzwille eines einzelnen vermag, das kann dieses Buchlein eines Soldaten eindrucksvolle Hilfe sein.

Martin Luterke:

„Hals“

Ein Wasserjungenroman, 429 Seiten, 1936.

Fidel Weller:

„Peter Mönckmann“

Ein großes Lied der Freikämpfer an der Ruhr, 360 Seiten, 1936.

Diese beiden ausgezeichneten Romane als Neuerscheinungen der deutschen Kulturbuchreihe des Zentralverlages der Partei gehören auch dem Inhalt nach unumstößlich. Lebende Schilderungen heroischer Männer, deren Leben die sie als große Helden der Nation verstanden und selbstlos zu dem Waffengriffen, als der Äußerung fähiger, besserer Mensch nicht kommen wollte. Was den ästhetisch verantwortlichen an Entscheidung und politischem Wert hat, das steht nach besten Kräften der gesunde Instinkt verantwortlicher Männer aus dem Volk, um deren unerhört erhabenen und heroischen Einsatz schlingen sie den Fortschritt einer Kameradschaft über den Tod hinaus und dazu in jeder Epochenzeit nur wenige Mäner der besten menschlichen Liebe, die immer wieder ein Opfer der über allem anderen stehenden großen Mannesliebe der freien Nation wird. Keine, sehr raube Seiten, mit

allen Waffern (sowohl der Weiterführung gewachsen die einen, trotz reingewordene, junge Freikörperbewillige unter erprobten Offizieren des Weltkrieges die anderen, aber die 3 1/2 Jahrhunderte Zwischenzeit, die beide Romanhandlungen trennt, kann die Verwandtschaft des Helden beider Bücher nicht stören.

Welches Bildungs- und Unterhaltungsgut, geschaffen aus dem bürgerlichen Wohlstand der Romane gegen die Macht, die wählten, solche Werke, wie sie um die Welt zu wohnen, konnte man jemals besorgen.“

•

Deutsche Kulturbuchreihe, Verlag Rpt. Eberlach, G. m. b. H.

Unter diesem Titel bringt der Zentral-Partei-Verlag in Zusammenarbeit mit der M.H. „deutsche“ in Buchreihe heraus, die in aller Verantwortung und Verantwortung sein soll, das wichtigste Buch der Zeit wieder ins Volk hineinzubringen.

Die „Deutsche Kulturbuchreihe“ erscheint in zwei Folgen:

Reihe A: Vierteljährlich ein mit besonderer Sorgfalt ausgestatteter Halbband, monatliche Ausgabe 0,90 Reichsmark. Gesamtfolgen des Bandes also 270 RM.

Reihe B: Ein Band wie in der A-Reihe, dazu ein weiteres Werk nach Wahl aus der A-Reihe. Jede monatliche Ausgabe 80 RM, Gesamtfolgen der Reihe also 540 RM.

Jeder Vorkäufer erhält außerdem laufend die 16seitige illustrierte Monatszeitschrift „Ich lese ...“ kostenfrei zugestellt.

Mit dem regelmäßigen Bezug der „Deutschen Kulturbuchreihe“ kann man auf Antrag ohne besondere Entgeltgebühren gleichzeitig die kostenlose Mitgliedschaft bei der M.H.-Kulturgemeinde und damit den Anspruch auf alle für die Mitglieder der Buchreihe vorgesehenen Vergünstigungen dieser Organisation erwerben.

Vestitionen auf die „Deutsche Kulturbuchreihe“ nimmt jede deutsche Buchhandlung entgegen. Sie können auch an der Orts- und Hauptverände der M.H.-Kulturgemeinde bestellt werden, bis sie an den bestmöglichen Buchhandel weiterleiten.

„B.B.“ Straßenatlas von Deutschland

1. 500.000, 2. verbesserte Auflage 360 Seiten, 480 RM, Zentralverlag der M.H., Rpt. Eberlach, München.

Herausgegeben unter Mitwirkung der deutschen Landesverwaltungsbehörden mit der Karpasführung des







hat die begreifliche Empörung über die schamlose Haltung der hier gezeigten Beispiele der Gesinnung einzelner „Feldlogenbrüder“, die sicher nur Eindrücke aus der noch größeren Verratsarbeit aller Logen darstellt, die Feder beschwingt. So wird die Dokumentensammlung zu einer leidenschaftlichen Anklage, die in anschaulicher Form und originalgetreuer Lichtbildwiedergabe eindeutig Vellege liefert, für die Notwendigkeit des rücksichtslosen Kampfes gegen diese üblen Brüder der Finsternis.

## „Die Ahnen deutscher Bauernführer“

Band II. Wilhelm Weinberg, bearbeitet von Dr. Herbert Wilsch. Neudruckverlagsges. m. b. H. Berlin SW 11. — 70 Seiten.

Im Rahmen einer Schriftenreihe „Die Ahnen deutscher Bauernführer“ ist der II. Band in der Neudruckverlagsges. m. b. H. erschienen. Er behandelt die Ahnenreihe des Reichsbauernführers des Reichsbauernbundes, Wilhelm Weinberg, und gibt ein anerkanntes Beispiel vorbildlicher Ahnenforschung mit Übersichtskarte, Beschreibung der örtlichen Verhältnisse des Heimatgebietes, seiner Höhe und Menschen sowie einem Orts- und Namenverzeichnis. Eine gewisse genealogische Erfahrung ist zum Verständnis der sorgfältigen Arbeit erforderlich, aber heute obnein nationalpolitische Pflicht. So möge dieses Werk als ein gutes Vorbild Anregung sein für alle um den Ausbau ihrer Ahnentafel bemühten Volksgenossen.

## Seijn Streuvels:

### Liebespiel in Flandern

Übersetzung von Anna Valeton. Kartiert RM. 4,50, in Leinen RM. 5,80, 256 Seiten.

Von diesem um die Jahrhundertwende entstandenen und längst hochdeutsch überlegenen Werk des niederländischen Volkstumsdichters, der vor kurzem den ersten holländischen Rembrandt-Preis erhielt, wird gesagt, daß es für uns „das niederländische Buch ist, das wir lesen müssen, wenn wir Flandern und überhaupt ganz Niederdeutschland wirklich verstehen wollen.“ In unaufrührlicher natürlicher Anschaulichkeit schildert der Dichter mit unverhohlenen Blick ein Jähr des Lebens im niederländischen Dorf. Viel näher und veranlagter als die politischen Grenzen es wahr sein lassen, erscheinen uns die Menschen dieser nordischen Landschaft. Meisterhaft und ohne Effekthaserei entwickelt Streuvels seine tiefste Menschenkenntnis und läßt besonders den stadtmännlichen Elabliß neben in lebendiger und kleine und doch so große umschriebene Lebensgrundriss des bodenverbundenen Lebens im Bauernhaus. Ein Blut- und Bodenwerk, dessen schriftstellerische Kunst ungetrübte Natürlichkeit atmet, die sogar das Tempo unserer Zeit überwindet und auch den hastigen Leser mit ruhiger Kraft dazu zwingt, Seite für Seite zu genießen. Bemerkenswert ist vielleicht auch, daß der Verfasser seinen romanischen Bürgernamen Frank Laeur in den nun schon so bekannten Dichternamen Seijn Streuvels germanisierte und so auch äußerlich ein Belkenntnis zu seinem nordischen Mutterland ablegte. Im übrigen sollten wir uns überhaupt immer mehr an Äußerem halten, die bewährte Darstellung lebendigen Volkstums sein wollen.

## Hans G. Kahl-Furthmann:

### „Hans Schemm spricht“

Seine Reden und sein Werk.

Herausgeber: Gaugerlag Bayerische Ostmark GmbH, Hauptamtsleitung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes. 324 Seiten, Preis gebunden 4,85 RM.

Dieses Werk entstammt nach dem Willen Schemms, der den Bearbeiter im Januar 1935 beauftragte, es zusammenzustellen. Dr. Kahl-Furthmann hat verstanden, die Zusammenstellung des im Kampf und im Feinddienst der Bewegung, nicht als Selbstzweck vorhandenen Materials so reiflos ineinanderzufügen, daß „auf Zwischenterte aus seiner Feder völlig verpichtet werden konnte“, wie er im Vorwort feststellt. Das verdient besondere Anerkennung, da ja der frühe und jähre Tod Schemms auch diese Arbeit allzu plötzlich übernahm und ihr wohl weit mehr als ursprünglich die Absicht war, eine starke persönliche Note des kämpferischen Menschen Schemm gegeben hat. Wer Hans Schemm als Bauleiter, als den Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Erzieherischeit oder als Minister sprechen hörte, der weiß, daß es keine Überheblichkeit ist, wenn gesagt wird, daß jeder Deutsche dieses Buch kennen sollte. Schemm war der Prediger unserer Weltanschauung. Seine Reden sind auch in den härtesten und schärfsten Auseinandersetzungen niemals Abwärtiges, niemals Schlagwort, immer gibt Schemm dem einzelnen Satz einzigartige Velleitheit. Er prägt die Idee in Worte, deren alter Klang in seinen Reden plötzlich ganz neue Formen und Bilder empfinden läßt. Die Weltanschauung in ihren politischen, politischen, kulturellen, religiösen und künstlerischen Beziehungen, die deutsche Erziehung und die deutsche Politik haben durch Schemm Vereinerungen erfahren, deren Niederschlag in diesem Buche enthalten ist. Ein Anhang behandelt die besonderen Neben Schemms zu den Volkstums- und Grenzmarktfagen der Ostmark.

Schemm selbst schrieb den Satz: „Man kann Tote wieder lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt.“ Sorgen wir dafür, daß die Unsterblichkeit Hans Schemms aus den Herzen der ihn nie vergehenden alten Garde der Bewegung hinauswächst in die breitere Masse und alle kommenden Generationen des neuen deutschen Volkes, dessen Innenleben und weltanschauliches Gehen in Hans Schemm einen getreuen Elfebert haben wird. Schemms Reden gehören zu denjenigen Büchern, die aus der machenden Zeit des Bewegungsehrstums für alle Zeit hoch herausragen. Es ist Pflicht aller dafür zuständigen Stellen und aller liebenden Nationalsozialisten, dieses Buch in den eiserne Bestand des wichtigsten Bewegungsehrstums einzubringen.

## Bücher zu unseren Aufsätzen:

### „ABC der Außenpolitik“

Karl Haensel — Richard Strahl:

### „Außenpolitisches ABC“

Ein Einwörterbuch

Verlag: J. Engelhorns Nachf. — Stuttgart, 1935, Preis: 4,80 RM.

## Auflage der Juni-Folge 1275000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung d. Schriftl. Herausgeber Der Reichsorganisationsleiter Hauptabteilungsgesamt, Hauptabteilung d. Verantwortl. f. d. Gesamtinhalt: Franz H. Wewers, M. A. N., Berlin W 57, Potsdamer Str. 75. Herausg. B 7 Verlag 2012 Verlag: Zentralverlag der N. S. D. A. P., Franz Eber Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Herausg. A 1 Jäger 2022 Druck: M. Müller & Sohn K. G., Berlin SW 68.



# DER SCHULUNGS brief



**SAMMELMAPPE**

mit seinem in jeder Beziehung wertvollen Inhalt ist heute das wichtigste Organ der NSDAP. für weltanschauliche Erziehung. In Wort und Bild ist jede Folge also von dauernder Gültigkeit. Ein Grund mehr, um sowohl die bisher erschienenen als auch den Jahrgang 1936 pfleglich zu behandeln und in der würdigen und dauerhaften

## **S A M M E L M A P P E**

aufzubewahren. Dann sind sie immer griffbereit als Handbuch nationalsozialistischer Weltanschauung.

Bestellen Sie auf dem Dienstweg die Schulungsbrief-Sammelmappen 1934-1936, die geschmackvoll aussehen, einfach, gediegen und mit ihrer Klemmnadelheftung sehr praktisch sind.

**P r e i s : R M. 1,50 p r o M a p p e**



Titelseite: Lübeck, Dom. Füllung vom Lesepult und Gestühlstiles  
Zeichnung Professor Tobias Schwab







hat die begriffliche Euphorie über die schamlose Haltung der hier gezeigten Beispiele der Gefinnung einzelner „Heldengeneratoren“, die sicher nur Stillschub aus der noch größeren Verunsicherung aller Zeiten dar-

aus der noch größeren Verunsicherung aller Zeiten dar-

deutscher Bauern.

inberg, bearbeitet von Dr. Her-

Schriftenreihe „Die Ahnen deut-

der II. Band in der Reichs-

des Reichsbauernbundes des Reichs-

kleinberg, und gibt ein anerkannt-

er Ahnenforschung mit Übersichts-

verhältnisse des Hei-

che und Menschen sowie einem

idnis. Eine gewisse genealogische

verständnis der territorialen Arbeit

schonhin nationalpolitische Pflicht,

als ein gutes Vorbild Anregung

Ausbau ihrer Ahnentafel bewäh-

n Glandern

Malton. Kartograph NM. 450,

256 Seiten.

e Jahrhundertwende entstandenen

ch überlegten Werk des nieder-

parkellers, der vor kurzem den

brand-Preis erhielt, wird gesagt,

s niederländische Buch ist, das

mit wir Glandern und überhaupt

wirklich verstehen wollen.“ Au-

Hans G. Kabl-Furthmann:

„Hans Schemm spricht“

Seine Reden und sein Werk.

Herausgeber: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH, Hauptamtsleitung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes. 324 Seiten, Preis gebunden 4,85 RM.

Dieses Werk entstammt noch dem Willen Schemms, der den Bearbeiter im Januar 1935 beauftragte, es zusammenzustellen. Dr. Kabl-Furthmann hat verstanden, die Zusammenstellung des im Kampf und im Frontdienst der Bewegung, nicht als Selbstzweck vorhandenen Materials so reiflos ineinanderzufügen, daß „auf Zwischenterte aus keiner Feder völlig ver- zichtet werden konnte“, wie er im Vorwort feststellt. Das verdient besondere Anerkennung, da ja der frühe und läche Tod Schemms auch viele Arbeit abzu- plätzlich überraschte und ihr wohl weit mehr als ur- sprünglich die Absicht war, eine starke persönliche Note der kämpferischen Menschen Schemm gegeben hat. Wer Hans Schemm als Gauleiter, als den Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Erzieherschule oder als Minister sprechen hörte, der weiß, daß es keine Überheblichkeit ist, wenn gesagt wird, daß jeder Deutsche dieses Buch kennen sollte. Schemm war der Prediger unserer Weltanschauung. Seine Reden sind auch in den härtesten und schärfsten Auseinandersetzungen nie- mals Alltägliches, niemals Schlagwort, immer gibt Schemm dem einzelnen Tag einzigartige Beseeltheit. Er prägt die Idee in Worte, deren alter Klang in seinen Reden plötzlich ganz neue Formen und Bilder empfinden läßt. Die Weltanschauung in ihren rassistischen, volkhaften, kulturellen, religiösen und künstlerischen Be- ziehungen, die deutsche Erziehung und die deutsche Politik haben durch Schemm Bereicherungen er- fahren, deren Niederschlag in diesem Buch enthalten ist. Ein Kubus behandelt die besonderen Reden Schemms zu den Volkstum- und Grenzmarktfragen der Ost- mark.

Schemm selbst schrieb den Satz: „Man kann Tot- weider lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt.“ Vergen wir dafür, daß die Unsterblichkeit Hans Schemms aus den Herzen der ihn nie verlassenden alten Garde der Bewegung hinauswächst in die breitere Masse und alle kommenden Generationen des neuen deutschen Volkes, dessen Innenleben und weltanschauliches Suchen in Hans Schemm einen getreuen Eckhart haben wird. Schemms Reden gehören zu denjenigen Büchern, die aus der wachsenden Flut des Bewegungsdokuments für alle Zeit hoch herausragen. Es ist Pflicht aller dafür zuständigen Stellen und aller indischen Nationalsozialisten, dieses Buch in den eifernen Bestand des wichtigsten Be- wegungsdokuments einzubringen.

Bücher zu unseren Aufgaben:

„ABC der Außenpolitik“

Karl Haenel – Richard Strahl:

„Außenpolitisches ABC“.

Ein Stichworterbuch

Verlag: J. Engelherms Nachf. – Stuttgart, 1935. Preis: 4,50 RM.

Juni-Folge 1275000

Druckweise, nur in Genehmigung d. Schriftl. Herausgeber. Der Reichsorganisationsleiter Hauptorganisator u. verantwortl. f. d. Melaminhalt: Franz H. Bowerius. M.d.R., Berlin W 97 Fernruf B 7 Passos 0012. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H.

Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0012. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Berlin SW 68.